

## Kapitel 3

### Zur Entwicklung von Beziehungen in Ersatzfamilien – Theorie der Integration

Wir denken, wenn die Integration eines Kindes in eine Ersatzfamilie Sinn haben soll, muß das Ziel eines Dauerpflegeverhältnisses der Aufbau und die Entwicklung neuer, intensiver, individueller Eltern-Kind-Beziehungen sein. Dabei geht es nicht um die Verwirklichung eines Ideals, sondern darum, bestimmte Sozialisationsziele zu erreichen. Beziehungen haben ja nur dann einen Sinn, wenn sie einen bestimmten Zweck erfüllen, wenn sie dazu beitragen, daß sich Menschen entsprechend ihren Möglichkeiten entwickeln können.

Eltern-Kind-Beziehungen sind die Grundlage und notwendige Bedingung für die Ausbildung von Persönlichkeitsstrukturen, d. h. für die Entwicklung des Selbst, der Ich-Fähigkeiten, der Gewissensentwicklung und der Selbstachtung. Beziehungen sind die Grundlage dafür, daß ein Kind überhaupt von einem Erwachsenen ohne zu große Frustrationen erzogen werden kann und nicht nur zu Unterwerfung und Gehorsam gezwungen ist. Und schließlich sind Beziehungen die Voraussetzung dafür, daß sich ein Kind in der Adoleszenz von den Eltern wie von einem festen Steg abstoßen kann (*Mitscherlich* 1963), um als jugendlicher und schließlich als Erwachsener Beziehungen und Bindungen außerhalb der Familie eingehen zu können. Man könnte es auch so sagen: Persönliche, individuelle Beziehungen im Verhältnis von Eltern und Kindern dienen dazu, daß ein Kind aus seiner Kindheit als gesunder Mensch herauskommt, daß er – wie sich *Freud* (1917) ausgedrückt hat – liebes- und arbeitsfähig wird, und man sollte hinzufügen: daß er als Erwachsener schließlich erziehungsfähig wird. Wo dies alles nicht erreicht wird, sind im Endeffekt die Pflegeverhältnisse gescheitert. Wo der Beziehungsaufbau bei der Integration nicht gelingt, werden, selbst wenn das Pflegeverhältnis nicht abgebrochen wird, allenfalls Teilziele erreicht.

### Familiale Beziehungen und kindliche Bedürfnisse

Wenn man von der in der Sozialisationsforschung üblichen Vorstellung ausgeht, daß die Erziehung und Sozialisation eines Kindes in einer Ersatzfamilie so etwas wie ein Eingewöhnungsprozeß (*Bowlby* 1972) sei, dann unterstellt man, daß die kindliche Entwicklung als abhängige Variable eine Funktion der als unabhängigen Variable gedachten Familie sei.

Diesem Ansatz entsprechend betrachtet man die Familie als eine vorgegebene natürliche oder gesellschaftliche Organisationsform menschlichen Zusammenlebens, an die sich das Kind im Verlauf seiner Entwicklung anpaßt. Deswegen stellt die Familie und die in ihr wirklichen Erziehungsstrategien die entscheidende Bedingung für die Entwicklung des Kindes dar, dafür, was aus dem Kind wird. Dieser Ansatz ist deswegen zunächst so überzeugend, weil die Hilfsbedürftigkeit und vollständige Abhängigkeit des Kindes von den mächtigen Eltern unübersehbar ist. Und ebenfalls unübersehbar ist, daß Kinder entsprechend den elterlichen Bedürfnissen, entsprechend den familialen Strukturen auf verschiedene Weise hergestellt werden. Einfach gesagt: Jede Familie produziert die ihr entsprechenden Kinder, die Kinder, die sie braucht (vgl. *Richter* 1969). Folglich würde die Integration eines Kindes in eine Pflegefamilie lediglich bedeuten, daß sich bestimmte, für die Entwicklung von Kindern maßgebliche Bedingungen ändern, die dann wiederum dazu führen, daß das Kind, indem es sich diesen neuen familialen Entwicklungsbedingungen anpaßt, schließlich das Kind dieser Familie wird.

Dieser so vereinfachte, sozialisationstheoretische Ansatz übersieht, daß Menschen geschichtliche Wesen sind, daß sie eine Geschichte haben, die auch von ihnen selbst gemacht wird. Bei der Integration eines Kindes in eine Pflegefamilie, insbesondere bei älteren Kindern, zeigt sich, daß die Integration nicht als ein Eingewöhnungsprozeß verstanden werden kann. Die Lebensgeschichte setzt sich nicht einfach bruchlos in der Ersatzfamilie fort. Gerade wenn Integration gelingt, erfährt die Lebensgeschichte einen Bruch, weil die aus den früheren familialen Beziehungen stammende Identität des Kindes erschüttert wird und nicht aufrechterhalten werden kann, es sei denn, das Kind bleibt weiter seiner Ursprungsfamilie und den in ihr entwickelten Beziehungsformen verhaftet und ein Fremdling in der Ersatzfamilie. Deswegen unterscheidet sich die Sozialisation des Kindes in einer Ersatzfamilie grundsätzlich von der in der Ursprungsfamilie, und zwar unabhängig davon, wie ähnlich oder unähnlich die Ersatzfamilie der Ursprungsfamilie auch ist. Der Unterschied besteht vor allem darin,

daß die Sozialisation in der Ersatzfamilie sozusagen ein zweiter Anlauf ist, familiäre Beziehungen, also Liebesbeziehungen zu entwickeln. Und so erstmalig das auch ist: Das Kind ist in der Lage, noch einmal neue, individuelle und persönliche Eltern-Kind-Beziehungen herzustellen. Insofern ist die Sozialisation in der Ersatzfamilie nicht nur ein neues Kapitel in der Lebensgeschichte, sondern auch so etwas wie der Versuch, die Lebensgeschichte noch einmal neu zu schreiben.

Wenn man behauptet, daß das Kind, das drei, sechs oder neun Jahre in seiner Ursprungsfamilie gelebt hat, fähig ist, neue Eltern-Kind-Beziehungen zu entwickeln, muß man natürlich die Frage beantworten, wie es kommt, daß ein Kind dazu in der Lage ist. Die Antwort ist verblüffend einfach: Das Kind ist deswegen in der Lage, neue Eltern-Kind-Beziehungen herzustellen, weil seine Bedürfnisse nach verlässlichen, befriedigenden Beziehungen zur Absicherung seiner Lern- und Entwicklungsmöglichkeiten überhaupt erst Familienstrukturen hervorbringen. Das heißt, wenn der Satz gilt, daß die kindliche Entwicklung und schließlich auch seine Identität, seine durch familiäre Beziehungen bestimmte Selbstdefinition eine Funktion der Familienstruktur und der Familienbeziehungen ist, dann gilt auch die Umkehrung des Satzes: Die Familie, die Familienstrukturen und Beziehungen sind eine Funktion der sich entfaltenden kindlichen Bedürfnisse. *Die Familie wird erst durch das Kind als Familie*

Dies ist, zugegebenermaßen, eine ungewohnte Perspektive, wenn man nicht die Familie, sondern das Kind und seine sinnlich-vitalen Bedürfnisse als unabhängige und die Familienstrukturen und Beziehungen als abhängige Variable betrachtet. Eltern werden eben nicht – und das gilt für leibliche Kinder ebenso wie für Pflegekinder – schon dadurch zu Eltern, daß sie ein Kind haben. Vielmehr weist das Kind aufgrund seiner kindlichen Bedürfnisse den Eltern bestimmte Aufgaben, Funktionen und Rollen zu und bestimmt dadurch die Entwicklung familiärer Beziehungen. Der Grund dafür ist in der einfachen Tatsache zu sehen, daß es nicht natürlicherweise so etwas wie Eltern-Kind-Beziehungen gibt. In diesem Sinne schreibt *Hassenstein (1973)*: »Nicht nur Tierkinder, auch der menschliche Säugling trägt von der Zeugung und Geburt her keine verhaltensbestimmenden Informationen über seine leibliche Verwandtschaft mit sich. Er ist völlig offen für die individuelle Bindung an seine künftigen Betreuer, seien es die leiblichen Eltern, Adoptiveltern oder Pflegeeltern. Auch die leibliche Elternschaft bedarf, soll sie für den Säugling zur Wirklichkeit werden, dieses Lernprozesses, des Sichanschließens. Anders ausgedrückt: Auch leibliche Eltern werden erst dadurch die richtigen Eltern, daß die individuelle Bindung des Säuglings im ersten Lebensjahr vollzogen wird; auch sie adaptieren gewissermaßen

ihre eigenen Kinder und dürfen sie eigentlich erst danach als ihre eigenen Kinder ansehen« (383). Die neuere Säuglings- und Bindungsforschung bestätigt dies und zeigt, auf welchem Wege und unter welchen Bedingungen das Kind eine Bindung an Eltern entwickelt und daß dieser Prozeß auch in pathologischer Weise verzerrt werden oder vollständig bis hin zur Bindungslosigkeit entgleiten kann (vgl. z. B. *Brisch 1999; Dornes 1997; Fonagy et al. 2004*).

Dabei ist die Bindung nur ein Aspekt der Beziehung (*Dornes 2000, 586*). In wünschenswerter Klarheit hat *Gruen (1997)* die Unterschiede von Bindung und Beziehung dargestellt. »Bindung meint gegenseitig abhängiges Verhalten. Ein Säugling ist an seine Mutter – beziehungsweise eine Bezugsperson – gebunden zur Befriedigung seiner (über)lebensnotwendigen Bedürfnisse. Ob sich aus dieser Bindung eine (durch gegenseitige Interaktion gekennzeichnete) Beziehung entwickelt, hängt davon ab, ob der Erwachsene bereit ist, das Kind als einen eigenständigen mit ihm kommunizierende Person wahrzunehmen« (152). *Beziehung*

Liebesbeziehungen, die Liebe des Kindes zu seinen Eltern, die Liebe der Eltern zum Kind oder die Liebe zwischen Erwachsenen erscheinen uns recht oft wie Naturereignisse. Denn wir haben die glücklichen und manchmal gerade auch die unglücklichen Beziehungen wie eine Naturgewalt erlebt und dabei kaum beachtet, wie *Beziehungen gemacht*, wie sie hergestellt werden, also gerade keine Naturereignisse sind. Die Bedürfnisse sind der Motor für die Herstellung von Beziehungen. Das gilt für die Entwicklung von Eltern-Kind-Beziehungen ebenso wie für Paar- oder Ehebeziehungen. Ohne sexuelle Bedürfnisse gäbe es keine Paarbeziehungen.

Eltern-Kind-Beziehungen sind nicht einfach von vornherein da, sondern werden im Laufe der Ontogenese schrittweise in Abhängigkeit von den sich differenzierenden Bedürfnissen des Kindes entwickelt. Das bedeutet natürlich auch, daß Eltern-Kind-Beziehungen nicht konstant bleiben, sondern sich verändern. Sie dürfen nicht auf einem bestimmten Entwicklungsstand gleichsam eingefroren und konserviert werden. Das Verhältnis von Distanz und Beziehung, von Nähe und Ferne muß ständig neu reguliert werden. Dadurch werden Beziehungen immer wieder neu definiert: durch die Art der Bindung und die Art der Trennung.

Wenn Eltern-Kind-Beziehungen nicht von vornherein existieren, sondern hergestellt werden, lassen sich drei Thesen formulieren: 1. Beim Aufbau von Familienbeziehungen ist das Kind nicht passives Objekt elterlicher Einflüsse, sondern aktives Subjekt. Das hat die Säuglingsforschung überzeugend gezeigt (vgl. *Dornes 1993, 1997; Stern 1992*). 2. Das Kind strukturiert persönliche Beziehungen entsprechend seinen eigenen elementaren Bedürfnissen nach Sicherheit, Ver-

sorgung, Schutz und Zugehörigkeit. 3. Die Entwicklung familiärer Beziehungen in der Kindheit durchläuft eine irreversible, nicht umkehrbare, aber wiederholbare Stufenfolge verschiedener Beziehungsformen: von der einfachen Zweipersonen-Beziehung bis hin zu komplexen Rollenbeziehungen.

Wenn man entsprechend diesen drei Thesen sagt, daß das Kind – sei es ein leibliches oder ein Pflege- oder Adoptivkind – persönliche Beziehungen aufgrund seiner eigenen vitalen Bedürfnisse aktiv herstellt, dann wird deutlich, daß dazu bestimmte Voraussetzungen vorhanden sein müssen. Es muß seine Bedürfnisse unverstellt, unmittelbar in der Interaktion mit den neuen Eltern zum Ausdruck bringen können, so wie etwa ein Säugling, der, wenn er Hunger hat, schreit, um von der Mutter versorgt zu werden. Aber wird ein älteres Pflegekind einfach schreien können, wenn es Angst hat, daß es verhungern könnte? Wird es sein Bedürfnis nach Schutz und Sicherheit, seine Hilfsbedürftigkeit unverstellt zum Ausdruck bringen können, wenn es gleichzeitig den Anspruch an sich hat, schon größer und selbständiger zu sein?

Bei einem älteren Kind, das plötzlich von neuen unbekanntem Erwachsenen abhängig ist, wird man nicht erwarten dürfen, daß es seine Bedürfnisse so zum Ausdruck bringt, daß sie den Eltern Aufgaben und Funktionen zuweisen und dadurch Beziehungen strukturieren. Denn Bedürfnisse und Wünsche kann ein Mensch nur unverstellt äußern, wenn er Befriedigung oder zumindest Verständnis erwarten kann und nicht negative Sanktionen befürchten muß. Und außerdem hat ja gerade das ältere Kind, das in ein Heim oder in eine Pflegefamilie kommt, die Erfahrung gemacht und ist durch sie geprägt, daß familiäre Beziehungen gerade nicht auf der Anerkennung, Befriedigung und Durchsetzung kindlicher Bedürfnisse beruhen, sondern daß die Beziehung zu Eltern durch Versagungen, Frustrationen, Nicht-wahrnehmen-Können und Akzeptieren der kindlichen Bedürfnisse geprägt ist, also dadurch, daß die elterlichen Wünsche und Bedürfnisse vollkommen dominieren. Folglich wird das Kind in der Ersatzfamilie zunächst nicht nur in seiner Aktivität eingeschränkt sein, solange es nicht so viel Sicherheit erfahren hat, daß es die Befriedigung seiner Bedürfnisse erwarten kann. Aufgrund seiner Ohnmachtserfahrungen wird es vor allem hinsichtlich seiner Beziehungsmöglichkeiten eingeschränkt sein, wenn und solange es nicht die Erfahrung macht, daß es selbst Einfluß auf die Menschen gewinnt, von denen es abhängig ist.

### Anpassung und Annahme

Wir haben die ersten Schritte familiärer Integration eines Kindes in eine Ersatzfamilie Anpassungsphase genannt, weil in ihr die Tendenz vorherrscht, daß sich das Kind den neuen familialen Lebensbedingungen, den Eltern und ihren Erwartungen scheinbar leicht und konfliktlos anpaßt. Von außen betrachtet gewinnt man den Eindruck, als wäre ein Kind für die Integration in eine Ersatzfamilie – ähnlich wie für den Übergang vom Kindergarten in die Schule – hinreichend ausgerüstet: (1) Es scheint in der Lage zu sein, sich in altersgemäßer Weise in dem neuen Lebensraum zu orientieren, Neugier und Interesse für neue Erfahrungen zu entwickeln, die es ihm erlauben, rasch zu lernen, wie das Leben in dem neuen Lebensraum funktioniert. (2) Es scheint in der Lage zu sein, die Befriedigung seiner Bedürfnisse entsprechend den kultur- und gruppenspezifischen Normen in der Familie zu kontrollieren, so daß es seine Bedürfnisse nach Versorgung, Schutz und Sicherheit den in der Familie bestehenden Befriedigungsmöglichkeiten anpassen kann. (3) Es scheint in der Lage zu sein, neue kooperative Beziehungen zu anderen Menschen, deren Andersartigkeit es fraglos toleriert, herzustellen und sich auf ein gemeinsames Leben mit ihnen einstellen zu können.

Auf allen drei Bildungsebenen, die *Mischelich* (1963, 28f.) als Sach-, Affekt- und Sozialbildung unterschieden hat, scheint sich das Kind zwanglos den bestehenden neuen Umweltbedingungen anzupassen.

### Überanpassung

Wenn man die Sozialisation nicht einseitig als ein von den übermächtigen Eltern auf das Kind sich erstreckendes Ursache-Wirkungs-Verhältnis sieht, sondern auch umgekehrt den Einfluß auf die Lebenspraxis der Eltern berücksichtigt (*Holz-kamp-Osterkamp* 1975), darf man die Anfänge von sozialen Beziehungen eines Kindes in der Ersatzfamilie nicht nur vom Gesichtspunkt der Anpassung des Kindes und der Erziehung durch die Eltern sehen, sondern muß sie auch unter dem Gesichtspunkt der Absicherung der vitalen Bedürfnisse des Kindes und der Möglichkeit seiner Einflußnahme auf die sozialen Beziehungen untersuchen.

Wenn ein älteres Kind als Pflegekind in eine Familie kommt, bewegt es sich in einem vollkommen fremden sozialen System, das unabhängig von der An- oder Abwesenheit des Kindes als quasi natürliches, unveränderliches Beziehungsgefüge existiert und in bestimmter Weise funktioniert. Das Pflegekind ist

einer gänzlich neuen, unbekannteren Situation ausgesetzt, die sich nicht nur durch die Neuheit der bestehenden Lebensverhältnisse, sondern vor allem durch die Abhängigkeitsbeziehung des Kindes von den Eltern auszeichnet, weil nicht das Kind, sondern die Eltern über die Mittel der Bedürfnisbefriedigung verfügen. Aufgrund dieser Anfangsbedingungen geht das Pflegekind auf die neue Situation mit ausgesprochen gemischten Gefühlen zu; denn es kann noch nicht wissen, wie weit ihm die neuen Lebensbedingungen zu- oder abträglich sein werden. Der Anfang der Pflegebeziehung ist folglich durch die Ambivalenz von positiven und negativen Erwartungen angesichts neuer familialer Beziehungsmöglichkeiten gekennzeichnet.

Man kann immer wieder feststellen, wenn man die ersten Schritte der Integration bei älteren Kindern beobachtet, daß der Wunsch des Kindes, sich auf neue Menschen, auf neue familiäre Verhältnisse einzulassen, nicht eindeutig, sondern höchst widersprüchlich ist. Diese Widersprüchlichkeit, die aus Hoffnungen und Befürchtungen erwächst, wird natürlich vollständig verdeckt, wenn über das Kind einfach verfügt wird und es den Wunsch, in einer neuen Familie leben zu wollen, nicht durch eigene, aktive Handlungen verwirklichen kann. Aber auch in den Fällen, in denen das Kind nicht überwältigt und von anderen zu einem Wechsel seiner Lebenssituation gezwungen wird, läuft es nicht mit fliegenden Fahnen ins Lager der Pflegefamilie über. *Krüger* (1980) beschreibt diese Unsicherheit bei ihrem Adoptivkind Timmi, der mit acht Jahren in ihre Familie aufgenommen wurde: Nach einer über mehrere Wochen gehenden vorsichtigen Kontaktaufnahme durch Heim- und Wochenendbesuche in der Familie und nachdem Timmi selbst zum Ausdrück gebracht hatte, daß er gern in die Familie wolle: »Schade, die wollen keinen Jungen, die haben ja schon einen« (ebd., 15), erscheint er plötzlich unglücklich, kapselt sich im Heim und in der Schule ab und lehnt die neue Familie ab: »Er hat geschluchzt, war nicht zu trösten. Stockend kam dann (als ihn die Erzieherin fragte) wohl heraus, daß er nicht ›Krüger‹ heißen wolle. Er will seinen Namen behalten und überhaupt gar nicht mehr zu uns. Mag auch die gekauften Sachen nicht. Er zog sich blitzschnell die Latzhose aus und schniß die Schirmmütze mit Schwung auf den Boden« (ebd., 29).

Auch wenn ein Kind seine zukünftigen Pflegeeltern als Bekannte Dritter kennenlernt und gerade nicht als zukünftige Eltern, wird es, wenn es bei ihnen günstigere Lebensmöglichkeiten wahrnimmt, den Wunsch äußern, daß es bei ihnen leben möchte. Aber auch dann ist der tatsächliche Entschluß und aktive Schritt in die Familie mit sehr gemischten Gefühlen verbunden, die das Kind zögern lassen.

Ein neunjähriger Junge hatte seine zukünftigen Pflegeeltern als unsere Freunde kennengelernt, die ihn dann, weil wir zu wenig Zeit hätten, in den Ferien zu sich einladen. Schon nach drei Tagen hatte er ihnen gesagt, daß er gern bei ihnen wohnen würde. Als er wieder im Heim und bei uns war, wurde ihm die Sache unheimlich, und er zögerte, den Pflegeeltern mitzuteilen, daß er tatsächlich zu ihnen kommen wolle. Er ließ sie eine Woche lang – in höchster Gespanntheit – warten. Erst als er mit seinem Freund im Heim gesprochen hatte und dieser ihm sagte, daß es das Beste sei, was er tun könne, rief er die Pflegeeltern an und sagte in einem knappen Satz, daß er zu ihnen kommen wolle.

Hinter solchem Zögern verbergen sich – auf den ersten Blick nicht sichtbare – Ängste und Befürchtungen, z. B. was aus den Beziehungen wird, die mit einem solchen Entschluß in Frage gestellt werden. Aber es handelt sich auch um ganz konkrete, die neue Lebenssituation betreffende Ängste wie die, daß die Kinder oft davon ausgehen und erwarten, daß sie in der Familie von den Eltern geschlagen werden, was sie entweder aufgrund eigener Erfahrungen wissen oder bei Freunden und Klassenkameraden bestätigt finden. Wie kommt es aber dann – angesichts erheblicher Befürchtungen –, daß sich Kinder auf ein solches Abenteuer einlassen können, dessen Ausgang völlig ungewiß ist? Es scheint, als hätten Kinder, wenn sie von ihrer Familie getrennt im Heim leben, ein Gespür dafür, unter welchen Bedingungen ihre Bedürfnisse befriedigt und ihre Lern- und Entwicklungsmöglichkeiten am ehesten gesichert werden können. In einer überschaubaren, klar strukturierten Familiengruppe zu leben bedeutet ja nicht nur, daß ein Kind persönliche, individuelle Eltern-Kind-Beziehungen entwickelt, auf die es angewiesen ist, sondern daß sich in familialen Beziehungen die Möglichkeit der Umweltkontrolle und damit die Möglichkeit zur kontrollierten Einflußnahme auf die eigenen Lebensmöglichkeiten erhöht.

Um die Erhaltung und Verbesserung der Umweltkontrolle geht es immer dann, wenn Menschen – besonders in der Kindheit – mit unbekannteren Lebenssituationen konfrontiert sind, die nicht nur passiv hingenommen, sondern aktiv und neugierig erkundet werden. *Holzkamp-Osterkamp* (1975) hat gezeigt, daß das Bedürfnis nach Umweltkontrolle aufgrund der Offenheit und Unsicherheit angesichts neuer Situationen das Neugier- und Explorationsverhalten hervorbringt. Die Motivation des Neugier- und Explorationsverhaltens ist darauf gerichtet, die bei Schwierigkeiten und neuartigen Situationen auftretende mögliche Orientierungs- und Handlungsunfähigkeit durch erhöhte Anstrengungsbereitschaft, durch erhöhte Aktivität zu überwinden, um so die Verhaltensunsicherheit angesichts des Neuen zu reduzieren. Da aber die Reduktion von Verhaltens-

unsicherheit gelingen oder misslingen kann, besteht gegenüber unbekanntem Situationen eine »charakteristische Ambivalenz«.

Die Bewältigung der neuen Situation durch Neugier und Explorationsverhalten ist um so eher möglich, je klarer und durchschaubarer die neue Situation strukturiert ist. Um so eher kann das Kind herausfinden, welche Befriedigungsmöglichkeiten vorhanden sind und welchen Einfluß es selbst auf die sozialen Beziehungen gewinnen kann. Wenn z. B., was vielfach geschieht, die Pflegefamilie am Anfang der Integration mit Freunden oder Verwandten in die Ferien fährt, wird das Kind in vielen Fällen vor eine Anpassungsaufgabe gestellt, die kognitiv kaum lösbar ist, so daß die Angstbereitschaft erhöht wird und interne Mechanismen der Angstabwehr mobilisiert werden. Wenn sich angesichts neuer familialer Beziehungen die Angstbereitschaft erhöht, weil dem Kind die zur Situationsbewältigung nötigen Handlungskompetenzen fehlen oder weil es durch Orientierungsverlust ein Stück Umweltkontrolle verliert, kann es sich nicht mehr auf aktive Weise anpassen. Erhöhte Angstbereitschaft reduziert exploratives, die neue Situation erforschendes Verhalten. Die daraus resultierenden, aktiv nicht bewältigten Anpassungsdefizite müssen dann vom Kind auf andere Weise ausgeglichen werden.

Unabhängig von der Neuheit der Situation, die nicht erkundet wird, verhält sich das Kind auf der Grundlage minimaler Information (»hier sind Eltern, die mir sagen, was ich tun soll«) nach alten, in anderen Situationen durchaus bewährten Verhaltensklišees. Das Kind greift auf bewährte Handlungsschemata zurück in der Überzeugung, daß diese zur Bewältigung der neuen Situation beitragen könnten. Das distanz- und beziehungslose Kind flieht in viele flüchtige Außenbekanntschaften, weil es sich nicht auf Eltern einlassen kann. Oder es hält an heimspezifischen Gewohnheiten in der Familie fest, selbst wenn sich diese jetzt als unnötig oder nutzlos erweisen, indem es etwa ständig fragt, was es tun oder lassen darf, oder indem es scheinbar die Kontrollfunktion der Erwachsenen akzeptiert, hinter deren Rücken aber in gewohnter Weise seine Bedürfnisse zu befriedigen sucht.

Oder das Kind versucht das Anpassungsdefizit dadurch zu bewältigen, daß es sich fraglos den in der Familie herrschenden Normen und Rollenerwartungen unterwirft, um so die aus dem Anpassungsdefizit resultierenden Konflikte und Rollendiskrepanzen (Blandow 1972) durch Überanpassung zu vermindern oder gänzlich zu vermeiden. Die Überanpassung des Kindes an die Erwartungen der Eltern, sein Wohlverhalten und seine Orientierung an den elterlichen Normen und Werten, die von einem Tag bis zu mehreren Monaten anhalten kann, dient nicht dazu, einen guten Eindruck zu machen. Wenn das Kind den Eltern ihre

Wünsche von den Augen abliest und beunruhigend gut funktioniert, hält es seine eigene Unsicherheit unter Kontrolle, als müßte es darauf bedacht sein, seine Lage nicht zusätzlich zu gefährden. Die Überanpassung des Kindes wird aber oft nicht als eine vorübergehende und für die Entwicklung neuer Beziehungen hinderliche, wenn auch für das Kind zunächst notwendige Anpassungsform erkannt, sondern als Hinweis darauf verstanden, daß das Kind gut in die Familie paßt, daß es schon die neuen Pflegeeltern als seine Eltern akzeptiert, daß die Eltern schon die Eltern des Kindes geworden sind.

Durch diese Form der Überanpassung werden die Pflegeeltern verleitet, vom Kind Bestätigung und Anerkennung in ihrer Elternrolle zu erwarten, und sie werden verleitet, das Kind rasch erziehen zu wollen, wie es ihren Vorstellungen entspricht. Infolge dieses Mißverständnisses übernehmen die Eltern dann zu rasch eine Erziehungshaltung und reagieren mit Anpassungsdruck, wenn das Kind beginnt, die Beziehungen zu den Eltern aufgrund seiner früheren Erfahrungen nach alten Mustern zu gestalten. Der Anpassungsdruck kann z. B. durch Sätze erfolgen wie: »Das geht aber in unserer Familie nicht; wenn du dich nicht änderst, mußt du wieder gehen«, oder auch dadurch, daß die Eltern dem Kind signalisieren, daß sie das gute Funktionieren geschätzt haben und möchten, daß es so bleibt.

Das Auftreten von Konflikten wird dann nicht als Entwicklungsfortschritt erlebt, als Hinweis auf gewachsene Sicherheit und als Chance für eine Klärung der Beziehung und eine Aufarbeitung der bisherigen Erfahrungen des Kindes, sondern als Rückschritt und oft als Hinweis auf die eigene Unfähigkeit, mit dem Kind angemessen umzugehen: »Es war doch zunächst so gut gegangen – warum jetzt nicht mehr? Was haben wir falsch gemacht? Ist das Kind doch viel schwerer gestört, als wir dachten?«

Die Fragen, die sich Eltern in dieser Situation stellen, lauten: »Was sagt mir das Kind durch sein Verhalten über seine bisherigen Erfahrungen, über seine Gefühle und Erwartungen?« Eltern fragen eher: »Was kann ich tun, damit sich das Verhalten ändert? Welche Belohnungen, Anreize, Ablenkungen oder Zurechtweisungen und Strafen könnten wirksam sein?« Ein rasches Bewältigen der Probleme wird als Erfolg verbucht, bedeutet aber in vielen Fällen nur, daß das Kind in die äußere Anpassung zurückgedrängt wird, ohne die Chance eines wirklich neuen familialen Beziehungsaufbaus zu erhalten, da ihm die neuen Normen und Werte aufgezwungen oder adressiert werden, statt daß das Kind sie schließlich aktiv erwirbt aufgrund seines Wunsches, sich mit den Eltern zu identifizieren. Bis dahin braucht man jedoch eine sehr viel längere Perspektive. Bei älteren Kindern muß man in der Regel mit mindestens einem Jahr rechnen,

bis man an diesem Punkt angelangt ist. Eine zu rasche Erziehung führt nicht selten zum Aufrechterhalten der Überanpassung beim Kind und schließlich zum Scheitern des Beziehungsaufbaus. Die Anpassung bleibt nur eine äußere, und neue Beziehungen werden nicht entwickelt, in denen sich das Kind aktiv an die Normen und Werte der Eltern anzupassen sucht.

Die Annahme des Kindes erfolgt nicht dadurch, daß die neuen Eltern das Kind an die Hand nehmen, sondern dadurch, daß sie sich von seinen Wünschen und Bedürfnissen führen lassen. Sie müssen zulassen, daß das Kind diejenigen, die es ja erst zu seinen Eltern macht, manipuliert. Die Eltern müssen dem Kind erlauben, daß es sie in einen von ihm in Gang gesetzten Dialog verwickelt. So gewinnt es Einfluß auf diejenigen, von denen es abhängig ist. Und nur auf diesem Weg kann es das Gefühl entwickeln, daß es ein angenommenes Kind ist. Indem die Eltern sich vom Kind an die Hand nehmen lassen, ermöglichen sie ihm, daß es Einfluß auf sie gewinnt und die aus ängstlicher Unsicherheit resultierende Überanpassung aufgeben kann.

### Einfluß haben

Gerade die Kinder, die ihre Eltern als rücksichtslos und überwältigend erleben, haben kaum je erfahren, daß sie selbst Einfluß auf die Menschen haben, die die Befriedigung ihrer Wünsche und Bedürfnisse ermöglichen könnten. Die daraus erwachsende Überzeugung von der eigenen Ohnmacht und Hilflosigkeit, die ein Kind durch Größenphantasien und Pseudounabhängigkeit zu kompensieren sucht, die in der psychologischen Untersuchung als »Pippi-Langstrumpf-Phantasie« zum Ausdruck kommt (Westermann 1998), kann nur korrigiert werden, wenn ihm ein solcher Einfluß zugestanden wird, den auch jedes kleine Kind in der Beziehung zu seiner Mutter braucht.

Jedem Menschen geht es zunächst angesichts der eigenen Ohnmacht darum, selbst Einfluß auf seine Umwelt zu gewinnen, um die Befriedigung von Bedürfnissen sicherzustellen und die Erfüllung von Wünschen zu ermöglichen. Hierbei handelt es sich um einen Anpassungsprozeß, der darauf gerichtet ist, daß die das Überleben sichernden elementaren Bedürfnisse gestillt werden.

Repräsentant der Welt, die alle Befriedigungen und Enttäuschungen enthält, ist die Mutter. Einfluß auf die Umwelt gewinnen muß dann zuerst heißen, daß das Kind mit seinen begrenzten Mitteln und Fähigkeiten Einfluß auf die Mutter gewinnt. Sein Schreien muß sie herbeirufen, damit Hunger und Erregungen gestillt werden. Auf diese Weise manipuliert das kleine Kind die Mutter, mit seinen Signalen gewinnt es Einfluß auf ihre Handlungen. Gefühle und Gedan-

ken, versetzt sie in Erregung, in Kummer oder Freude. Aber es ist weder natürlich noch selbstverständlich, daß eine Mutter die Signale des Kindes genau wahrnimmt und in befriedigender Weise beantwortet.

Eine das Kind mißhandelnde Mutter, die das Schreien des Säuglings als ein sie krisisierendes und herabsetzendes Schimpfen mißverstehet und deswegen von einer schrecklichen Wut auf das Kind gepackt wird, hat in der Regel in ihrer eigenen Kindheit kaum selbst Einfluß auf die Mutter gehabt und Rücksicht und Annahme erfahren. Eine solche Mutter kann darum ein Kind, das noch keinerlei Rücksicht auf die Bedürfnisse und Gefühle der Mutter nimmt, nicht annehmen und sich von den kindlichen Bedürfnissen und Wünschen manipulieren lassen. Das kleine Kind, das nach dem Grundsatz verfährt, was mir gut ist, ist dir recht, und wie selbstverständlich davon auszugehen scheint, daß es keinen Unterschied zwischen Eigeninteressen und Interessen des Liebesobjektes gibt (Becker und Zons 1982, 362), ist für die Mutter nicht nur eine Quelle der Freude, sondern auch eine die Autonomie und Unabhängigkeit in Frage stellende Gefahr. Umgekehrt kann man in jeder gegliederten Interaktion einer Mutter mit ihrem Säugling sehen (vgl. Stern 1979, 11f.), wie das Kind die Mutter manipuliert. Indem seine Signale (z. B. Schreien, Lächeln, Anklammern) wahrgenommen, interpretiert und angemessen beantwortet werden, werden erst befriedigende Interaktionsformen möglich, entsteht ein Dialog zwischen Mutter und Kind, der die Voraussetzung für die Entwicklung von Liebesbeziehungen ist.

Wenn sich eine Mutter vom Kind steuern und beeinflussen läßt, entspricht dies voll und ganz psychoanalytischer Erkenntnis, daß die Bedürfnisbefriedigung nur gesichert und Objektbeziehungen entwickelt werden können, wenn dem Kind die Beeinflussung des libidinösen Objekts ermöglicht wird. »Wird dem Kind nicht erlaubt, das Objekt zu beeinflussen und sich ihm gegenüber aktiv zu verhalten, so gelingt es ihm nicht, der Objektbesetzung ein hohes Aktivitätspotential zu verleihen. Die aggressive Besetzung entwickelt sich getrennt von der libidinösen. ... Die libidinöse Besetzung andererseits wird in hohem Maße passiv, sie trägt die Zeichen der Ohnmacht und Hilflosigkeit« mit der Folge, daß »Frustrationen kaum ertragen werden und die Fähigkeit der inneren Bedürfniskontrolle wenig entwickelt« wird (Moser 1967, 103). Ohne Einfluß auf das Objekt bleibt das Kind hinsichtlich seiner Liebesbedürfnisse passiv und ohnmächtig, aber hinsichtlich seiner aus den Enttäuschungen stammenden Wut und Aggression aktiv. Dann können Liebe und Haß nicht integriert werden, die »Triebmischung« (Freud 1915a) gelingt nicht. Die Liebe wird nicht aktiv erwerbend, und die Aggression wird nicht durch Zuneigung gemildert.

Die aktive Beeinflussung der Mutter oder eines Erziehers sichert nicht nur die

Befriedigung der elementaren Bedürfnisse, um zu überleben, sondern ist eine unerlässliche Voraussetzung für die Herstellung von Objektbeziehungen, von Liebesbeziehungen. Da, wo diese Voraussetzungen – z. B. bei vernachlässigten Kindern oder bei Kleinkindern im Heim – nicht erfüllt sind, weil das Kind keinen Einfluß auf seine unmittelbare Umwelt, auf einen anderen Menschen hat, weisen die Symptome des Hospitalismus oder der Deprivation darauf hin, daß ein Kind keine Objektbeziehungen entwickelt hat (vgl. *Bielicki 1971b*).

Aus dieser Erkenntnis läßt sich unschwer folgern, daß für die Herstellung befriedigender Beziehungen auch dem älteren Kind in der Beziehung zu einer Mutter oder einem Vater, einem Erzieher oder Therapeuten dieser Einfluß zugestanden und dem Kind erlaubt werden muß, einen anderen Menschen zu manipulieren, ihn durch seine Signale zu steuern. Nur wenn das Kind die Erfahrung macht, daß seine Signale und Wünsche – und seien sie noch so unartikuliert oder diffus – genau wahrgenommen und interpretiert werden, d. h. den anderen in seinem Erleben und Verhalten steuern und beeinflussen, wird es sich trotz vieler vorausgegangener Enttäuschungen auf neue Abhängigkeitsbeziehungen einlassen können. Dies ist aber nur möglich, wenn Eltern oder Erzieher davon ausgehen, daß das Kind besser als der das Kind erziehende Erwachsene weiß, was es braucht. Alle Bemühungen, das Verhalten des Kindes in eine bestimmte Richtung zu verändern oder bestimmte Fähigkeiten des Kindes zu fördern, durch die es nur darin bestätigt wird, daß es selbst ohnmächtig und nicht in Ordnung ist, stehen in unmittelbarem Widerspruch zu der Absicht, dem Kind zu ermöglichen, noch einmal neue, befriedigende Beziehungen zu entwickeln.

Wenn dagegen dem Kind erlaubt wird, aufgrund eigener Wünsche und Bedürfnisse einen bestimmenden Einfluß auszuüben, wenn ihm erlaubt wird, den Erwachsenen hierhin oder dorthin zu rufen oder hin und her zu kommandieren, wenn es dem Erwachsenen befehlen darf, sich zu verstecken oder das Kind auf dem Rücken zu tragen usw., dann wird häufig der Einwand erhoben, daß man dem Kind schließlich nicht alles erlauben dürfe. Natürlich darf man einem Kind nicht alles erlauben, wenn man die Schutzfunktion wahrnimmt, die es braucht: Wenn das Kind bei roter Ampel über die Straße rennt, werde ich es notfalls festhalten, um es zu beschützen. Und wenn es mir befiehlt, jetzt spring aus dem Fenster, werde ich ihm nicht gehorchen, weil ich nicht töricht bin, und ihm vielleicht sagen, du glaubst wohl, ich könnte fliegen wie ein Vogel. Aber ich kann nicht fliegen und du auch nicht, obwohl wir es uns manchmal wünschen. Sich vom Kind manipulieren lassen heißt nicht, daß man sich als Erwachsener töricht und unvernünftig benimmt.

Wieviel und welche Aktivität und Initiative dem Kind zugestanden wird, berührt die Frage der elterlichen oder erzieherischen Autorität und hängt meistens mit dem Anspruch der Eltern zusammen, daß das Kind ja auch lernen müsse, Rücksicht zu nehmen, weil es sonst nur sein Bedürfnis zu verwirklichen trachtet, den anderen zu beherrschen. In diesen Vorverhalten kommt die Angst des Erziehers zum Ausdruck, selbst in eine hilflose und ohnmächtige Position zu geraten. Dadurch werden eigene, vergessene und verdängte Ohnmachtsgefühle mobilisiert, die ihrerseits rationalisierend abgewehrt werden müssen. Die Schwarz-Weiß-Malerei, wenn dann von immer, ständig, niemals usw. die Rede ist, weist auf den Abwehrcharakter hin. Darum sind Eltern bemüht, in der Interaktion mit dem Kind über die Handlungspläne, Ziele und Absichten zu verfügen und zu bestimmen.

Die vom Erwachsenen verfolgten Ziele werden u. a. beim Spielen mit dem Kind offensichtlich: Der Turmbau soll die Geschicklichkeit, das Memory-Spiel das Gedächtnis, das Mensch-ärgere-dich-nicht-Spiel vielleicht die Frustrationstoleranz, das Rollenspiel die Dialogfähigkeit üben. In erster Linie geht es meist darum, Fähigkeiten zu verbessern oder Verhalten zu verändern. Das haben viele Eltern und Erzieher schließlich von einer Psychologie gelernt, die die Geschichte der menschlichen Beziehungen nicht beachtet. Darum freuen sie sich selten, wenn der gerade errichtete Turm mit Vergnügen vom Kind zerstört wird (immer zerstört das Kind das, was es gerade aufgebaut hat), wenn das Memory-Spiel zu einem vielleicht intelligenten Mogsenspiel umfunktioniert wird (nie kann es Mißerfolge zugeben), wenn es beim Mensch-ärgere-dich-nicht-Spiel wirklich Ärger oder Verdruß gibt (ständig gerät es außer Fassung, wenn ein anderer gewinnt), oder das Rollenspiel nicht der Grimmschen Fassung oder ihren Idealen entspricht.

Wenn man sich vom Kind manipulieren läßt wie in einem Spiel ohne Spielregel, dann weiß man nicht, was im nächsten Augenblick passieren wird, welche Wünsche und Affekte entstehen und wie diese beantwortet werden könnten. Das heißt, der Erwachsene verliert zwangsläufig einen Teil seiner Handlungsautonomie, weil das Kind die Handlungsziele und Pläne definiert. Die mit dem Verlust der Zielsetzung verbundene Handlungsunsicherheit versetzt einen ja leicht in die Lage, die man als Kind selbst erlebt hat, daß ein anderer über einen verfügen konnte. Dadurch entsteht das Gefühl, daß ich mit meinen Gefühlen und Bedürfnissen selbst nicht zum Zuge komme. Und typischerweise fragen dann Eltern und Erzieher: »Wo bleibe ich mit meinen Wünschen und Bedürfnissen?« Man fühlt sich selbst als Opfer und will nicht noch einmal Opfer sein, verlangt also Rücksicht auf die eigenen Bedürfnisse, nicht weil deren Erfüllung gerade

so wichtig wäre, sondern weil sie grundsätzlich Berücksichtigung erfahren sollen.

Da jedes kleine Kind rücksichtslos ist und in vollkommen egozentrischer Weise die Erfüllung seiner Bedürfnisse erwartet, gehen die meisten Eltern und Erzieher davon aus, daß dieser paradiesische Zustand kaum freiwillig von einem Kind verlassen wird und es deswegen mühsam aus Enttäuschungen lernen müsse, die Interessen und Bedürfnisse eines anderen zu berücksichtigen. Damit ein Mensch aus Enttäuschungen und Versagungen seiner Wünsche, d. h. aus Frustrationen überhaupt lernen kann, müssen aber bestimmte Voraussetzungen gegeben sein (vgl. Redl 1978). Es müssen nicht nur Fähigkeiten entwickelt sein, etwa Einsichtsfähigkeit in Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge oder eine Zeitperspektive, sondern vor allem befriedigende Beziehungserfahrungen. Erst die Erfahrung, daß ein anderer Mensch auf eigene Wünsche und Bedürfnisse Rücksicht nimmt, schafft die Voraussetzung dafür, die Wünsche und Bedürfnisse des anderen, die die eigenen einschränken, berücksichtigen zu können. Nur so wird Frustrationstoleranz entwickelt: also die Fähigkeit, Frustrationen realistisch wahrzunehmen und auszuhalten.

Viele Eltern und Erzieher gehen aber wie selbstverständlich davon aus, daß man aus Enttäuschungen in jedem Fall lernen würde, zumindest, daß man bei nächster Gelegenheit versuchen wird, die Enttäuschung zu vermeiden. Darum werden Kinder bestraft. Manche Leute sagen: damit sich das Kind merkt, was falsch war oder was die Eltern ärgert. Darum der Klaps auf den Po oder die Tracht Prügel, das Schimpfen und Meckern. Aber die Strafe kann diese Wirkung oftmals gar nicht erzielen, weil die Voraussetzung nicht erfüllt ist, daß die mit der Strafe verbundene Frustration wahrgenommen, erinnert und ausgehalten wird. Das Gegenteil ist meistens der Fall: Die Frustration wird verleugnet (»die Schläge haben mir nichts ausgemacht«), bagatellisiert (»so schlimm war's ja nicht«) oder rationalisiert (»die Schläge haben mir gutgetan«). In allen Fällen, wo die frühe Kindheit durch ein Übermaß an Frustrationen, Vernachlässigungen und Überwältigungserfahrungen geprägt ist, werden gerade Frustrationen nicht realistisch wahrgenommen, sondern abgewehrt. Und damit verlieren sie ihre vom Erzieher angenommene Wirkung. Ja, sie bewirken meist das krasse Gegenteil. Das heißt, bei den meisten gestörten Kindern fehlen die beiden Voraussetzungen, die erforderlich sind, damit man aus Frustrationen lernen kann: die Frustrationstoleranz und die selbst erprobte Rücksicht auf eigene Bedürfnisse. Deswegen ist bei solchen Kindern jeder erzieherische Umgang, der rücksichtslos und frustrierend ist, zwangsläufig erfolglos, eine Sackgasse, in die man gerät, wenn man sich auf die Erziehung durch Lohn und Strafe oder ein vermeintlich »konsequen-

tes« Verhalten verläßt. Konsequentes Verhalten, das oft in Berichten von Ärzten oder Psychologen empfohlen wird, heißt ja nichts anderes, als daß das Kind für seine Enttäuschungen aufgrund des eigenen Verhaltens eben selbst schuld ist nach dem Motto: »Das hab' ich nun davon.« Aber folgerichtig ist ja hier nur der unbeherrschbare pädagogische Unverstand, der durch die eigene Bequemlichkeit motiviert ist. Vor allem aber wird nicht gesehen, welche Folgen der frustrierende und rücksichtslose Umgang mit den Wünschen und Bedürfnissen für das Selbst des Kindes, sein Selbstwertgefühl und seine Selbstachtung haben.

Wir werden oft mißverstanden, wenn wir sagen, daß Eltern oder Erzieher die Bedürfnisse und Wünsche von Kindern berücksichtigen sollten, daß sie sich von den Bedürfnissen des Kindes steuern lassen sollten, so als würden wir einem Kind jeden Wunsch erfüllen wollen, als würden wir alles ertragen und alles »durchgehen lassen«. Nein, auch eine durch das Kind bedürfnissteuerte Erziehung (und Therapie) ist nicht frustationslos. Das Paradies oder Schlaraffenland, wo einem die gebratenen Tauben ins Maul fliegen, ist ein schöner Traum, eine narzißische Phantasie. Diese muß man mitfühlend anerkennen, aber versprechen oder gar erfüllen kann man sie nicht.

### Dialogische Beziehungsformen

Wenn ein Kind Einfluß auf diejenigen Menschen zu gewinnen sucht, von denen es abhängig ist, indem es ungeheure Ansprüche und Erwartungen hinsichtlich der Erfüllung von Wünschen und Bedürfnissen entwickelt und gleichzeitig elterliche Forderungen und Erwartungen negiert, gewinnen Eltern oder Erzieher den Eindruck, daß sie sich nicht alles gefallen lassen dürfen, um sich nicht beherrschen zu lassen. Das ist insbesondere dann der Fall, wenn das Kind aufgrund seiner beängstigenden Erfahrungen von elterlicher Rücksichtslosigkeit wie ein verletztes Wesen mit Wut und Aggression, mit provokanten Beschwerden oder autistischen Rückzug reagiert, sich z. B. nichts sagen und sich nicht anfassen läßt, bei der geringsten oder vermeintlichen Kritik wütend aus dem Ruder geht, Anpassungsforderungen negativistisch beantwortet usw. Dann sehen sich viele Eltern und Erzieher zu einem Machtkampf herausgefordert nach dem Motto: »Wir werden noch sehen, wer stärker ist und wer sich hier beherrschen läßt.« Es wird versucht, das Kind um so mehr zu erziehen, zu kontrollieren, zu steuern, es in seine Schranken zu verweisen, um einen vermeintlichen Machtkampf nicht zu verlieren. Dabei wird aber verkannt, daß das Kind durch seine ungezügelten Bedürfnisse, die bekämpft und zurückgewiesen werden, durch seine Ängste, die als unbegründet hingestellt werden, durch lärmende Symptome, die verleugnet

Symptome sind auch Erfolg  
haben sind wir nicht

und – als Gipfel pädagogischer Einsicht – nicht beachtet oder bekämpft werden, in außerordentlicher Weise Einfluß auf Eltern oder Erzieher ausübt. Das Verhalten versetzt sie in Angst und Schrecken, stürzt sie in Erregung und verführt sie zu blinden Handlungen, mit denen sie das Kind in Schach zu halten versuchen.

Wenn das Kind auch auf diese Weise Einfluß auf einen anderen Menschen hat, der diesen aber als Machtanspruch abwehren und bekämpfen muß, dann nützt dieser Einfluß niemandem, denn er führt nur zu Enttäuschungen, aber nicht zu befriedigenden Interaktionen und schließlich zu guten Beziehungen. Auf diese Weise wird nichts anderes erreicht, als daß die das Kind beherrschenden Ohnmachtsgefühle aufrechterhalten werden und die erfahrenen narzißtischen Kränkungen durch Mobilisierung von Größenphantasien, Wut und Aggression abgewehrt werden müssen, so daß die als Verhaltensstörung verstandenen Symptome ebenso bestehen bleiben wie der daraus entstehende Machtkampf.

Diesen Zusammenhang hat *Adler* (1920) betont, wenn er das Machtstreben auf Minderwertigkeits- und Ohnmachtsgefühle bzw. deren Kompensation zurückgeführt hat. Denn das Machtstreben, bei dem die Macht des einen die Ohnmacht des anderen voraussetzt, erweist sich als eine auf Frustration und Enttäuschung beruhende Pervertierung des Bedürfnisses, Einfluß zu haben. An diesem Aspekt des Einflußhabens wird deutlich, daß Einfluß allein noch nicht für die Herstellung befriedigender Beziehungen wertvoll ist, sondern erst der Einfluß, aus dem sich ein Dialog und befriedigende Interaktionsformen entwickeln. Aber umgekehrt gilt auch, daß ein Dialog nicht möglich wird, wenn man sich nicht beeinflussen läßt. Wer dem anderen nur sagt, daß er seinen Mund zu halten habe, monologisiert, läßt sich aber auf einen Dialog nicht ein.

Die Funktion des Einflußhabens besteht nicht allein darin, daß die elementarsten Bedürfnisse gestillt werden, sondern daß in der dyadischen Beziehung ein Dialog durch die Initiative des Kindes in Gang gesetzt wird. *Spitz* (1976), der die dialogische Struktur der frühen Mutter-Kind-Beziehung hervorgehoben hat, weist in diesem Zusammenhang auf die von *Harlow* unter dem Titel »The Nature of Love« (1958) beschriebenen Primatenversuche hin. Die von *Harlow* an Atrapennmüttern aufgezogenen Rhesusaffen, die zwar mit ausreichender Nahrung versorgt wurden und deren Anklammerungsbedürfnis befriedigt wurde, entwickelten tiefgreifende sozial-emotionale Störungen, die sich auch auf die nachfolgende Generation vernichtend auswirkten. Die an den Attrappen aufgezogenen Rhesusaffen konnten als Mütter keine artspezifische Mütterlichkeit entwickeln: Die Kinder wurden nicht angenommen, wurden mißhandelt und gingen zugrunde.

Diese Versuche machen deutlich, daß eine gesunde Affenmutter dem Kind mehr als Nahrung und körperlichen Kontakt zu bieten hat. Zwar sind das Nahrungs- und Kontaktbedürfnis Bedürfnisse, die unbedingt befriedigt werden müssen, sie sind aber nur die unmittelbarsten Bedingungen für das nackte Überleben, garantieren jedoch nicht das Überleben der Art. Was der Atrapennmutter und den an ihr aufgezogenen Kindern fehlt, ist die wechselseitige Interaktion, der gegenseitige Austausch affektiver getönter Handlungen zwischen Mutter und Kind.

Eine normale Rhesusaffenmutter hat ebenso wie eine menschliche Mutter neben dem Bedürfnis, das Kind zu versorgen, selbst eigene, nicht auf das Kind bezogene Bedürfnisse und soziale Verpflichtungen. Diese tragen dazu bei, daß die Beziehung, in der es kaum Grenzen zwischen Selbst und Objekt gibt, gelockert und der Erfahrungsbereich und Spielraum des Kindes ständig erweitert wird. Vor allem aber entstehen gegenseitig ausgesteuerte und wechselseitig beeinflusste Interaktionen, ein Dialog, eine »Unterhaltung« zwischen Mutter und Kind, wenn die Signale des Kindes beantwortet werden. Dadurch wird erst die Befriedigung der elementarsten Bedürfnisse – wie in anderen Liebesbeziehungen auch – zum Instrument zur Herstellung persönlicher Beziehungen.

Diese Interaktionsformen hat *Spitz* (1972) als Dialog beschrieben: »Die psychischen Reaktionen, die von der Mutter durch die Initiative des Kindes und die beim Kind durch das ausgelöste Verhalten erzeugt werden, bewirken immer neue Konstellationen von zunehmender Komplexität« (256). Das, was der eine in der Dyade tut, kommt wieder – wie durch einen Spiegel – auf ihn zurück. Aus Filmanalysen, in denen die aufeinander bezogenen Interaktionsmuster sichtbar werden, geht hervor, daß sich zwischen Mutter und Kind »eine Interaktion in beide Richtungen vollzieht, bei der sich beide Partner nicht nur gegenseitig stimulieren und belohnen, sondern auch gegenseitig durch eigenes Verhalten beeinflussen lernen ..., daß auf beiden Seiten Wege gesucht werden, das Verhalten des Partners in angenehmer Weise zu beeinflussen, im guten Sinne zu manipulieren. In anderen Begriffen ausgedrückt, bildet das Kind aufgrund seiner Erfahrungen ein vertrautes Konzept über das Verhalten der Mutter aus und erprobt es praktisch. Erfüllt sich seine Voraussage oder Erwartung, löst allein dieses innerliche Gefühl des Behagens aus« (*Papoušek und Papoušek* 1974, 94), so daß die »Unterhaltung« oder der Dialog Spaß macht und, weil er Spaß macht, wiederholt wird.

Die Wechselseitigkeit von Aktion und Reaktion mündet schließlich in gegenseitig hergestellte Befriedigungserlebnisse oder auch in Versagungen. Aber »es bleiben ... Spuren davon in der Psyche und im Gedächtnis beider Partner erhalten

ten. Diese Spuren modifizieren den nächsten Kreisprozeß« (Spitz 1972, 256), so daß auch gegenseitig modifizierte Anpassungsprozesse die Beziehungsmöglichkeiten erweitern: Indem (i. S. alloplastischer Anpassung) das Kind im Dialog Einfluß auf einen anderen Menschen gewinnt, verändern sich auch (i. S. autoplastischer Anpassung) die eigenen Wünsche und Bedürfnisse.

In solchen dialogischen Beziehungsformen erfährt das Kind Befriedigung seiner auf ein Objekt gerichteten Bedürfnisse und Wünsche. Dabei handelt es sich um zwei Gruppen von Wünschen und Bedürfnissen: einmal die der Lust-Unlust-Regulation dienenden Triebwünsche und andererseits die der Wert-Unwert-Regulation dienenden narzißtischen Wünsche nach Anerkennung und Bestätigung, die schließlich in einer dialogischen Beziehung zu dem Wunsch nach einer »erwünschten Interaktion« (Sandler 1982, 62) integriert werden. Das Kind wünscht sich nicht nur, daß sein Hunger oder seine Erregungen gestillt werden, sondern daß es von der Mutter gestillt, auf den Arm genommen, durch bestimmte Gesten und Worte getröstet wird. Dabei entwickelt es eine Vorstellung (Repräsentanz) von sich selbst und dem befriedigenden und bestätigenden Objekt. »Der Wunsch enthält Repräsentanzen von Selbst und Objekt in Interaktion miteinander« (ebd.).

Aber während das Kind die Selbsterfahrung als lustvoll erlebt und sich so in seinem Selbst bestätigt fühlt, werden die zwangsläufig eintretenden Frustrationen dem Objekt zugeschrieben, dem folglich Wut und Aggression gelten. Werden dann die Enttäuschungen nicht durch ein einfühlendes Frustrationsmanagement, d. h. durch einen Ausgleich an Befriedigung, gemildert, so werden gleichzeitig auch die narzißtischen Bedürfnisse nach Bestätigung und Anerkennung frustriert, so daß die Eltern-Kind-Beziehung zu einer von Angst und Mißtrauen, von Wut und Aggression bestimmten Beziehung wird, die wiederum einen befriedigenden Dialog verhindert und die Entwicklung von »Urvertrauen« (Erikson 1973) nicht zuläßt. Blandow (1972) hat darauf hingewiesen, daß aus diesen für Heim- und Pflegekinder charakteristischen Sozialisationsstörungen, wenn die kindlichen Bedürfnisse qualitativ und quantitativ unzureichend erfüllt werden und daher kein Urvertrauen entsteht, die Unfähigkeit resultiert, »die kulturelle Kinderrolle zu übernehmen« (ebd., 41), d. h. sich auf neue Eltern-Kind-Beziehungen einzulassen.

Um so erstaunlicher ist es, daß die meisten Kinder, Welch fürchterliche Erfahrungen sie auch immer mit ihren Eltern gemacht haben, doch den Wunsch nicht aufgeben, Eltern für sich haben zu wollen. Dies ist um so mehr der Fall, wenn die an Eltern gebundenen Ängste durch ein Stück kritischer Distanzierung reduziert sind. Und auch nach wiederholtem Scheitern von Eltern-Kind-Beziehun-

gen bleibt dieser Wunsch manchmal ein Leben lang lebendig. Er ist nicht identisch mit dem, eine Familie zu haben oder in einer Familie zu leben. Im Kern handelt es sich um den Wunsch nach individualisierten Liebesbeziehungen, die sich dadurch auszeichnen, daß ein Kind Einfluß auf ein Liebesobjekt gewinnt und mit seinen Wünschen und Bedürfnissen leistungsunabhängige, narzißtische Anerkennung und Bestätigung erfährt, so daß es sich als ein angenommenes Subjekt in Beziehung zu einem anderen Objekt wahrnehmen und begreifen kann. Und dieser Wunsch erscheint dem Kind in Familien eher als im Heim erfüllbar. Das liegt wohl weniger daran, daß ein Heimzieher nicht ständig anwesend ist, daß seine Tätigkeit durch Dienstpläne reglementiert ist, als vielmehr daran, daß das Kind einen Erzieher kaum einmal für sich allein hat und er sich eher von Erziehungsplänen als vom Kind selbst lenken läßt.

Nun weiß jeder Erwachsene, daß Liebesbeziehungen nicht damit beginnen, aber oft damit enden, daß einer den anderen erziehen will, also so haben will, wie er gerade nicht ist. Liebesbeziehungen beginnen gerade damit, daß einer um den anderen wirbt, indem die Wünsche und Bedürfnisse des anderen die eigenen Wünsche beeinflussen.

In dyadischen Eltern-Kind-Beziehungen, d. h. in Beziehungen ungleicher Partner, sind die Anpassungserfordernisse ungleich verteilt. Gewöhnlich versucht eine Mutter sich nach den Bedürfnissen des Kindes zu richten, macht sich ihm attraktiv, indem sie es so nimmt, wie es ist, und sucht seine Wünsche und Bedürfnisse zu befriedigen und – wo dies nicht möglich ist – dem Kind einen tröstenden Ausgleich zu schaffen. Bei der Entwicklung von Beziehungen zu einem älteren Kind dürfe es eigentlich nicht anders sein. Dem Kind muß vor allem erlaubt sein, daß es aufgrund seiner eigenen Wünsche und Bedürfnisse oder seiner Ängste und Befürchtungen den Erwachsenen manipuliert und selbst aktiv Einfluß auf ihn gewinnt, was natürlich nur gelingen kann, wenn sich der Erwachsene auch beeinflussen läßt.

Der dreijährige Fritz malt bei der Untersuchung einige Striche auf ein großes Papier, und ich mache auch einige Striche. Plötzlich, als ich gerade angefangen habe, ihm ein Haus aufs Papier zu malen, nimmt er mir meinen Stift weg und alle übrigen aus dem Kasten und versucht sie unter seinen Händen auf seinem Schoß zu verstecken. Dabei schaut er mich fragend und neugierig an. Ich denke: Aha, jetzt macht er etwas mit mir. Er nimmt mir die Stifte weg und vereitelt mir meine Absichten, aber er ärgert mich nicht. Vielleicht würde ein anderer sich schon ärgern, weil die eigenen Handlungspläne gestört, unterbrochen oder nicht mehr zu verwirklichen sind. Ich schaue in den Kasten und sage: »Oh, alle sind weg!

Wo sind die Stifte geblieben?» Bei Fritz steigt die Spannung. Er schaut mich weiter groß und fragend an, als wollte er sagen: Und was machst du nun? Ich verstehe, ich weiß, was er mit mir macht: Er verwickelt mich in ein von ihm inszeniertes Spiel, in einen Dialog, so wie ein Erwachsener, der mir eine vielleicht provozierende Frage zuwirft, mich in eine Diskussion verwickelt. Als ich mit trauriger, dann mit verwundeter Stimme wieder frage: »Wo sind die Stifte geblieben?«, versteht Fritz ganz genau, daß ich auf sein Spiel, seinen von ihm in Gang gesetzten Dialog eingehe. Er guckt ganz pfffig und sagt nichts. Plötzlich fliegt ein grüner Stift vor mich hin. »Ah«, sage ich, »da ist der grüne Stift ja wieder!«, und dann kommt ein gelber angefliegen, und nach und nach wirft er die anderen Stifte vor mich hin.

War das ein befriedigender Dialog? Der Junge hat nichts gesagt, aber es hat ihm sichtlich Spaß gemacht. Und das, was Spaß macht, wird wiederholt. Nach einer ganzen Weile, als er auf dem Blatt gekritzelt hat, greift er plötzlich wieder alle Stifte und versucht sie vor meinen Blicken zu verstecken. Und noch einmal kann dieses Versteckspiel von neuem beginnen, das sich ja kaum von einem Spiel unterscheidet, bei dem sich das Kind selbst versteckt. In so einem Spiel, das durch plötzliche Einfälle und unvorhergesehene Wünsche in Gang gesetzt wird, das den anderen nicht aus dem Auge verliert, kleine und große Kompromisse und Änderungen von Absichten, Plänen und Zielen zuläßt, gibt es keinen Gewinner und keinen Verlierer, denn es gewinnen beide wie bei einem Nullsummen-Spiel, wie in einer befriedigenden Unterhaltung.

Daß das Kind Einfluß auf einen Erwachsenen gewinnt und ihn in einen befriedigenden Dialog verwickelt, wird ein Erwachsener dem Kind nur erlauben können, wenn er nicht die Erfüllung seiner eigenen Wünsche und Bedürfnisse erwartet, wie z. B. Bestätigung und Anerkennung vom Kind, oder die Erfüllung eigener, ungestillter Liebesbedürfnisse, was oft gerade dann geschieht, wenn der Erwachsene das Kind, kaum daß er es gesehen hat, zu lieben meint. In solchen Fällen – darauf hat *Bettelheim* (1977) hingewiesen – dominieren die elterlichen Wünsche und Gefühle und lassen dem Kind keinen Spielraum, so daß nur Pseudobeziehungen daraus entstehen.

Man wird sich von einem Kind nur dann in einen Dialog verwickeln lassen können, wenn man davon ausgeht, daß das, was das Kind auch immer tut, denkt oder sonstwie zum Ausdruck bringt, nicht unbegründet ist und deshalb als notwendig akzeptiert werden muß – was nicht zwangsläufig bedeutet, daß man es auch guthießt und billigt. Dieser Grundsatz gilt um so mehr, wenn das Kind mit dem, was es tut, die Erwartungen, Normen und Werte derjenigen verletzt, an

denen ihm etwas gelegen ist. Gerade dann wird es seine guten Gründe dafür haben.

Das Akzeptieren von Symptomen und Schwierigkeiten gelingt natürlich um so leichter, je größer die Distanz zum Kind ist. Das gilt wohl allgemein: Je größer die Distanz zu einem anderen Menschen ist, desto eher ist man in der Lage, fremd erscheinende Eigenschaften und Verhaltensweisen zu tolerieren. Die professionelle Erzieherrolle ermöglicht mitunter dem Erzieher im Heim eher als den Pflegeeltern, die Distanz einer helfenden Beziehung zu wahren, ohne daß sie so groß wird, daß sie in Gleichgültigkeit umschlägt. Pflegeeltern können oft die Schwierigkeiten und Symptome des Kindes besser ertragen, wenn es noch im Heim ist. Das ändert sich oft schlagartig, wenn das Kind in der neuen Familie lebt und von anderen als Mitglied der Familie angesehen wird. Als ein zehnjähriger Junge beim Schuhkaufen im Laden herumtobte und schrie, daß wir für ihn nicht die richtigen Schuhe aussuchen würden, und es empörend fand, daß wir mit seinen Wünschen nicht einverstanden waren, waren wir froh, als er plötzlich sehr laut und deutlich sagte: »Meine Mutter hat mir auch immer zu große Schuhe gekauft.« Damit war klar, daß wir nicht seine Eltern waren und nicht für sein Benehmen verantwortlich gemacht werden konnten. Aber wenn dem Pflegekind definitiv die Rolle des Pflegekindes zugewiesen wird und an dieser Definition festgehalten wird, sieht es seine Zugehörigkeit als eine Rollen-zugehörigkeit, durch die es an seine Ursprungsfamilie gebunden bleibt und die die Annahme des Kindes verhindert.

Das Kind kann vor allem nur dann den Erwachsenen in einen Dialog verwickeln, wenn der Grundsatz gilt: Alle Wünsche und Bedürfnisse sind erlaubt, und alle Ängste und deren Abwehr sind berechtigt. Während ein Säugling seine Bedürfnisse und Wünsche zwar undifferenziert, aber unmittelbar zum Ausdruck bringt und auf Befriedigung drängt, sind die Wünsche und Bedürfnisse eines älteren Kindes durch die Erfahrungen geprägt, die es mit anderen Menschen und besonders mit Eltern gemacht hat. Auch wenn die Wünsche noch so verstellt und verzerrt sind, man wird nur etwas von ihnen erfahren, wenn man das, was das Kind in seinem Verhalten, in seinem Spiel und in dem, was es mit dem Erwachsenen macht, als Ausdruck seiner berechtigten Wünsche und Bedürfnisse interpretiert.

Nur wenn man von dem Grundsatz »alle Wünsche sind erlaubt« ausgeht, wird man auch etwas von den Wünschen eines Menschen erfahren und dadurch die Chance haben, ihn verstehen zu lernen. Denn die Wünsche erzählen etwas über die individuelle Geschichte der menschlichen Beziehungen. Wenn man nicht die Wünsche – und seien sie noch so geheim und phantastisch – begreift, be-

greift man vom anderen wenig. Sie sind ein wesentlicher Bestandteil der eigenen Identität. Aber weil Wünsche allzu phantastisch sein können und deswegen nicht zu realisieren sind oder den eigenen Werten und Normen widersprechen, so daß man sich ihrer schämt, oder mit zu vielen Enttäuschungen und Ängsten verbunden sind, so daß sie verdängt, vergessen oder ins Gegenteil verkehrt werden, kommen die eigenen Wünsche nur allzuleicht verzerrt und entstellt zum Ausdruck. Sie verbergen dann mehr, als sie offenbaren. Was man im mächtigsten Wunsch zu sehen bekommt, ist häufig ein Kompromiß aus latenten Wünschen und seiner Bearbeitung. Dann ist selbst die Erfüllung des Wunsches eine Enttäuschung, weil sich das, was man sich eigentlich wünschte, doch nicht erfüllt. Der Wunsch nach Annahme und Bestätigung wird durch kein noch so großartiges Geschenk wirklich befriedigt. Oder das Kind, das sich sehnlichst Nähe und Zärtlichkeit wünscht, vor der gleichzeitig panische Ängste hat, fängt statt dessen an zu raufen und den anderen aggressiv anzugreifen. Wenn dann diese Wünsche als ungehörig, nicht passend zurückgewiesen werden, hat es nicht die Möglichkeit, in der Interaktion die eigenen latenten Wünsche zu modifizieren.

Nur allzu leicht werden die Wünsche des Kindes nicht als etwas begriffen, das überhaupt erst Verständnis ermöglicht, sondern allein hinsichtlich ihrer Erfüllbarkeit oder Unerfüllbarkeit bewertet und beurteilt. Wenn man von einem Kind erfährt, was es sich wünscht, so heißt das ja noch lange nicht, daß jeder Wunsch auch erfüllt werden könnte oder müßte. Aber das Wünschen selbst muß erlaubt sein – seien es maßlose kindliche Liebesansprüche oder mörderisch-aggressive Wünsche. *Wünschen muß erlaubt sein*

Nun gibt es ja Wünsche, deren Erfüllung wirklich nicht erlaubt sein darf, wie mörderische Wünsche oder Wünsche, deren Erfüllung einfach nicht möglich ist, wie das einzige Kind einer Mutter zu sein, wenn gleichzeitig noch Geschwister da sind oder wie im Heim eine ganze Gruppe. Folglich denken viele, daß man auch das Wünschen verbieten müsse, weil sonst keine Barriere zwischen Wunsch und der wunschertfüllenden Handlung bestünde. Also versuchen Eltern oder Erzieher dem Kind mit Argumenten zu zeigen, daß seine Wünsche unmögliche Wünsche sind, daß es diese unmöglichen, nicht berechtigten Wünsche aufgeben müsse. Aber so entsteht kein Dialog, und so werden auch keine Wünsche aufgegeben. Das Gegenteil ist der Fall: Nicht anerkannte und angemessene Wünsche bleiben unverstanden und manchmal ein Leben lang bestehen, und ihre Erfüllung wird auf indirektem Weg immer und immer wieder versucht. So hält z. B. das in seiner frühen Kindheit oral und narzistisch frustrierte Kind trotz aller Enttäuschungen an gerade diesen frühen Wünschen, doch noch wie

ein Säugling im Paradies zu leben, fest. Oder aggressive Wünsche und Rachephantasien bleiben aufrechterhalten, aber machen sich nicht mehr an den Menschen fest, denen sie ursprünglich galten, sondern an beliebig austauschbaren anderen, bis z. B. die mörderische Wut gegen die eigenen Eltern am eigenen schreienden Kind erfüllt wird.

### Wiederholung früherer Beziehungsformen in der Übertragungsbeziehung

In der ersten Phase der Integration – die Überanpassung des Kindes an die neue Situation – werden die tatsächlichen Wünsche und Bedürfnisse des Kindes, insbesondere aber seine aus frühen traumatischen, verletzten Erfahrungen resultierenden Überzeugungen, Ängste und Aggressionen wenig sichtbar. Sie werden erst zugänglich, wenn das Kind eine größere Sicherheit in der neuen Situation gewonnen, seine Angst reduziert und die neuen Eltern als nicht bedrohlich und potentiell befriedigend wahrgenommen hat.

Dieser Fortschritt in der Pflegebeziehung wird deshalb so leicht verkannt und als Rückschritt erlebt, weil die früheren Erfahrungen und die daran gebundenen Affekte nicht als Erinnerung an die früheren Situationen thematisch werden, sondern vielmehr in den jetzigen Beziehungen neu inszeniert werden, was leicht zu erheblichen Konflikten und Mißverständnissen führt. Das Kind erlebt die neue Situation durch die Brille seiner frühen Erfahrungen, die es auf die jetzige Situation überträgt, und die neuen Eltern werden mit den früheren verwechselt. Indem das Kind dies tut, nutzt und gestaltet es die Beziehung zu den Pflege- und Adoptiveltern ähnlich wie eine therapeutische Situation. Und gerade hierin liegt die Chance für eine Korrektur gestörter Sozialisation durch die Integration eines Kindes in eine Ersatzfamilie, wenn Pflegeeltern bereit und in der Lage sind, sich zunächst auf eine solche quasi therapeutische Beziehung einzulassen.

### Das Phänomen der Übertragungsbeziehung

1. Es war eine der größten Entdeckungen *Freuds*, zu sehen, daß die Interaktion zwischen Arzt und Patient durch frühere Beziehungserfahrungen geprägt ist, daß die aus der Vergangenheit stammenden Gefühle und Erwartungen den Umgang mit einer anderen Person völlig beherrschen können. Übertragung »zeichnet in der Psychoanalyse den Vorgang, wodurch die unbewußten Wünsche

an bestimmten Objekten im Rahmen eines bestimmten Beziehungstypus, der sich mit diesen Objekten ergeben hat, aktualisiert werden. Es handelt sich dabei um eine Wiederholung infantiler Vorbilder, die mit einem besonderen Gefühl von Aktualität erlebt werden« (*Laplanche und Pontalis 1972, 550*).

Übertragung ist ein allgemeines Phänomen. In der Übertragungsbeziehung tritt der andere, das Kind für die Mutter, der Schüler für den Lehrer und umgekehrt, ganz in den Hintergrund (vgl. *Fürsteman 1973; Richter 1969*). Die Beziehungen gestalten sich nach alten Mustern. Sie sind in gewisser Hinsicht gar keine neuen Beziehungen, sondern Neuaufgaben alter affektiver, emotionaler Beziehungen. Der andere gerät in eine Rollenbeziehung, die eigentlich mit ihm selbst nichts zu tun hat. Wenn ein Kind, kaum daß es mich gesehen hat, mich als mörderisches Monstrum wahrnimmt, das es angreifen, verjagen oder vor dem es in panischer Angst fliehen muß, wird es von vergangenen Erlebnissen und Erfahrungen so weit beherrscht, daß es zu einem realitätsbezogenen Handeln, zu einem Verhalten, das Rücksicht auf die andersartige gegenwärtige Situation nimmt, gar nicht mehr in der Lage ist.

Die Verzerrung von Beziehungen aufgrund von Übertragungen wurde von Freud zunächst als ein Hindernis in der psychotherapeutischen Beziehung angesehen. Auf der anderen Seite hat sich aber gerade die Übertragung als eines der wesentlichsten Momente für die Psychotherapie erwiesen, weil in ihr Elemente der frühkindlichen Entwicklung »frisch, so als seien sie gerade erst entstanden, in statu nascendi« (*Freud 1912, 374*), zum Ausdruck kommen. Die alten Konflikte, Ängste und Wünsche werden als aktuelles Erlebnis lebendig. Und diese Art der Wiederbelebung ist die Bedingung, die frühen Erfahrungen zu korrigieren.

Ob und in welchem Ausmaß gegenwärtige Beziehungen durch prägende Erlebnisse der Vergangenheit zu Übertragungsbeziehungen führen, ist einerseits davon abhängig, wie beängstigend und bedrängend die früheren Erfahrungen waren, so daß sie die Kontrollfunktion des Ichs, durch das der Kontakt zur gegenwärtigen Realität aufrechterhalten wird, außer Kraft setzen. Andererseits ist die Entwicklung von Übertragungsbeziehungen davon abhängig, wieweit die gegenwärtige Situation für das Kind eine wirklich beschützende ist, so daß sich die gegenwärtige Beziehung als therapeutische entfalten kann.

In der psychoanalytischen Therapie wird die Kontrollfunktion des Ichs durch die Aufforderung herabgesetzt, das anzusprechen, was einem gerade in den Sinn kommt, in der analytischen Spieltherapie dadurch, daß der Therapeut eine abwartende Haltung einnimmt und darauf wartet, was das Kind mit ihm macht, wo also das übliche auf Erziehung ausgerichtete Beziehungsmuster umgekehrt

Therapeut: Ein Kind greift Spielzeug

und dem Kind erlaubt wird, den Erwachsenen zu manipulieren. Dabei muß das Kind wie der erwachsene Patient sicher sein können, daß alle seine Phantasien und Affekte, die unter diesen Bedingungen zugelassen werden können, ihm nicht zum Schaden gereichen werden, d. h. keine negativen Konsequenzen, keine Sanktionen oder vernichtende Kritik heraufbeschwören.

Dieser Schutz und diese Sicherheit, die auch »mit dem Fehlen jeglicher Forderungen nach altersgemäßem oder sozial angepaßtem Verhalten« (*Bettelheim 1975, 209*) zusammenhängen, sind auch in der realen Lebenssituation – in einer Heimgruppe oder einer Ersatzfamilie – notwendig, wenn diese therapeutisch wirksam werden, d. h. Qualitäten eines therapeutischen Milieus gewinnen sollen. Das therapeutische Milieu muß das Kind vor beängstigenden Erfahrungen schützen und ihm Sicherheit bieten, daß hier alles getan wird, um seine Grundbedürfnisse zu befriedigen. Unter diesen Umständen gewinnen die früheren traumatischen Erfahrungen so große Bedeutung, daß sie das gegenwärtige Verhalten und Erleben des Kindes weitgehend bestimmen und der Verarbeitung zugänglich werden.

Dann kommt das Verhalten des Kindes

2. Ein Kind, das früh vernachlässigt, viel allein gelassen und nicht angemessen mit Nahrung versorgt worden ist, wird lange Zeit die Erwartung haben, daß es sich auf die neuen Eltern nicht verlassen kann, daß sie es allein lassen werden oder es verhungern lassen könnten. Es wird überempfindlich auf vermeintliche Trennung reagieren. Am Abend muß die Tür aufbleiben, das Kind wird immer wieder rufen und sich vergewissern, ob die Eltern noch da sind. Es wird beim Verreisen darauf bestehen, daß die Eltern seine Sachen mit in ihren eigenen Koffer packen, damit sie es nur nicht mit seinem Koffer irgendwo zurücklassen werden. Es wird ständig das Gefühl haben, zu kurz zu kommen. Es wird gierig und riesige Mengen essen, Lebensmittel klauen und horten, um sich notfalls selbst versorgen zu können. Bei kleinen Frustrationen, z. B. wenn die Mutter ihm kurz vor dem Essen eine Schnitte oder ein Bonbon versagt, wird es mit dem Vorwurf reagieren, daß sie es verhungern lassen will. Ein Kind, das vom leiblichen Vater verprügelt oder mißhandelt worden ist, wird den Pflegevater über längere Zeit ablehnen, ängstlich und überangepaßt auf ihn reagieren und jeden Körperkontakt vermeiden. Und schließlich, wenn die Ängste ihm gegenüber geringer geworden sind, weil es wahrgenommen hat, daß dieser Vater nicht so bedrohlich ist, wird es die Wut, die es gegen den leiblichen Vater entwickelt hat, aber wegen der übergroßen Angst nicht äußern konnte, nun gegen den Pflegevater richten, indem es ihn z. B. wild beschimpft oder verprügelt.

Ein Kind, das die Erfahrung gemacht hat, daß der Wunsch nach befriedigen-

der Nahe so oft enttäuscht wird, daß familiäre Beziehungen unzuverlässig sind und zerbrechen können, wird auch diese Erfahrung als Überzeugung auf die neue Situation übertragen. Gerade dann, wenn die neuen Beziehungen dem Kind schon attraktiv geworden sind, wird Angst davorn entstehen, daß sich die Beziehungen schließlich doch als Illusion erweisen, daß das Kind wieder abgestoßen wird. Durch ständige Provokationen oder schließlich durch die Drohung, wieder zu gehen, weil es im Heim viel schöner war oder weil die leiblichen Eltern oder andere Eltern viel besser wären, sucht das Kind dann beispielsweise die Frage zu klären, wieviel es den Eltern wert ist, wie sicher sie zu ihm halten, auch wenn es sie so sehr beleidigt, indem es mit Trennung droht. Die Trennungsdrohung ist oft eine vorweggenommene Erwartung: Bevor ihr mich wegschickt, weil wir uns wieder so gekracht oder mißverstanden haben, weil ich so ein böses Kind bin, gehe ich lieber selbst. Denn viele fremdplazierte Kinder haben im Spiegel frustrierender, überwältigender oder das Kind emotional ausbeutender Eltern die Selbstüberzeugung entwickelt, ein böses, schlechtes, nicht liebenswertes Kind zu sein, das selbst verantwortlich ist für alles Unglück und für das Scheitern von Beziehungen. Reagieren die neuen Eltern, wenn sie die Drohung des Kindes mißverstehen, mit einem Satz wie: »Gut, wenn es dir bei uns nicht gefällt, kannst du ja gehen«, statt mit einem Satz wie: »Dann wären wir furchbar traurig«, oder statt einfach hinter dem Kind herzuzugehen, wenn es wirklich geht, bis es stehenbleibt und zurückkommt, so bestärken sie das Kind leicht in seiner Befürchtung, daß den Eltern nicht viel an ihm liegt.

In all diesen Fällen scheinen die Kinder zunächst nicht wahrnehmen zu können, daß sie es nun mit ganz anderen und andersartigen Eltern zu tun haben, die sich vielleicht sehr versorgend, gewährend, zuverlässig schützend und freundlich verhalten. Die frühen Beziehungserfahrungen müssen noch einmal durchgearbeitet werden. Und nur schrittweise, wenn das Kind immer wieder die verlässliche Erfahrung macht, daß die Ausgänge andere sind als früher – und hierbei ist das Handeln der Eltern überzeugender als ihr Reden –, kann die Übertragsbeziehung gelöst werden und sich in eine neue, persönliche Beziehung verwandeln.

Diese Integrationsphase der noch wirksamen Übertragsbeziehungen ist im Gesamtprozeß die krisenhafteste, in der am ehesten der Wunsch nach Abbruch bei den Eltern auftaucht. Übertragsbeziehungen wirken befremdend und verwirrend und lösen leicht Angst aus, mit diesem, auch den Eltern im Grunde noch fremden Kind nicht zurechtzukommen. Sie wirken fremd, weil sie ja in der Tat nicht der gemeinsamen und kalkulierbaren Geschichte angehören und aus der aktuellen Situation heraus nicht verständlich sind. Sie wirken ver-

wirrend, weil auch die Eltern sich ständig vom Kind mißverstanden fühlen. Wenn das Kind Eltern oder Erzieher überhaupt nicht realistisch wahrnehmen kann, sondern durch die Brille seiner früheren Erfahrungen sieht, wenn die Beziehungsformen so etwas wie eine Neuaufgabe früherer Beziehungen darstellen, wenn entsprechend auch die Wünsche und Ängste des Kindes unrealistisch verzerrt sind, dann müssen die Interaktionen durch Mißverständnisse und Diskrepanzen gekennzeichnet sein.

Ein Pflegevater sieht den sechsjährigen Sohn freundlich an, als sie sich am Tisch gegenübersitzen. Der Junge bekommt ein mozziges Gesicht und sagt: »Guck nicht so doof. Du guckst so streng.« Man ahnt, daß er gar nicht den Pflegevater und sein Lächeln wahrnimmt, sondern seinen eigenen strengen Vater meint. Das Problem besteht darin, daß das Kind nicht nur an seinen Vater erinnert wird, sondern das väterliche Objekt wirklich verwechselt und die Verwechslung selbst nicht erkennt und so auch dem Vater nicht mitteilen kann. Entsprechend erkennen die Eltern die Übertragsbeziehung oft auch nicht und erleben die Reaktionen des Kindes als Kränkung und fühlen sich persönlich vom Kind abgelehnt oder aggressiv angegriffen.

Eine gute Kenntnis der Geschichte des Kindes und die Vorbereitung auf diese Phänomene können den Eltern helfen, die Übertragsreaktionen besser zu verstehen, distanzierter zu betrachten und angemessener darauf zu reagieren. Andernfalls entwickelt sich leicht Hilflosigkeit, Ablehnung und Abwehr. Oder die Eltern geraten in die Gefahr, sich in ein den Erfahrungen des Kindes entsprechendes Verhalten drängen zu lassen, was oft vordergründig zu einer raschen Lösung der Konfliktsituation führt.

Ein mißhandeltes Kind beispielsweise geht nach einiger Zeit positiver Erfahrungen mit den freundlichen Pflegeeltern »aus dem Ruder«. Es »proviziert« die Eltern, bis diese schließlich den Eindruck gewinnen, daß es geschlagen werden will. Sie tun es, und das Kind verhält sich wieder angepaßt. Oder ein verwöhntes Kind reagiert auf Versagungen von materiellen Wünschen beleidigt und mit Kontaktabbruch. Die Eltern bekommen ein schlechtes Gewissen, erfüllen seine Wünsche und haben wieder ein strahlendes Kind. Damit aber wird die Chance der Revision der bisherigen Erfahrungen vertan, und die Übertragsbeziehung wird aufrechterhalten.

3. Die in der Übertragsbeziehung wiederbelebten, oft weitreichend verdrängten und verleugneten Erfahrungen sind an persönliche, familiäre Abhängigkeitsbeziehungen gebunden, in denen sie entstanden sind. Daher werden diese Erfahrungen, Selbstüberzeugungen und Gefühle in der Regel auch nicht

Das Kind bringt seine eigenen Erfahrungen ein

so unmittelbar in der Beziehung zu anderen, die nicht Elternrepräsentanten sind, thematisch. Ein Kind, das in dieser Phase der Übertragungsbeziehungen größte Schwierigkeiten in den familialen Beziehungen produziert, kann mitunter in der Schule oder in Nachbarschafts- und Verwandtschaftsbeziehungen prächtig funktionieren. Pflegeeltern stoßen daher zuweilen auf größtes Unverständnis, wenn sie von erheblichen Auffälligkeiten und Beziehungsstörungen ihres Pflegekindes berichten, weil es sich in anderen außerfamilialen Beziehungen »ganz normal« verhält. Dies ist um so eher der Fall, wenn die Ich-Fähigkeiten des Kindes durch die frühen Sozialisationserfahrungen nicht so weitreichend beeinträchtigt sind, daß ihm auch eine Anpassung an emotional weniger tanzierende und bedeutsame Situationen nicht mehr gelingt.

So ist es auch zu verstehen, daß manche Kinder, die Übergangsweise im Heim untergebracht sind, von den Heimerziehern als relativ problemlos geschildert werden, auch wenn dann nach ihrer Aufnahme in die Pflegefamilie oder schon während der Anbahnungsphase erhebliche Probleme offenkundig werden. Selbst wenn ein in der Herkunftsfamilie mißhandeltes Kind nach der Herausnahme jahrelang im Heim gelebt hat und dort ganz andersartige, positive Erfahrungen gesammelt hat, tragen bei der Integration in eine Ersatzfamilie nicht die im Heim gemachten positiven Erfahrungen, sondern die frühen, an die Eltern gebundenen Beziehungserfahrungen werden erneut bestimmend. Die Strukturähnlichkeit der familialen Situation, die Möglichkeit intimer familialer Beziehungen, das Erleben des Kindes in Abhängigkeitsbeziehungen als Kind von Eltern provoziert die Wiederbelebung der an Eltern gebundenen Erfahrungen und Affekte, was die Herstellung von Übertragungsbeziehungen begünstigt.

### Rekonstruktion der Vorerfahrungen

Wenn in der Übertragungsbeziehung zu Pflegeeltern die an Eltern gebundenen Erfahrungen und Gefühle wiederbelebt werden und bearbeitet werden müssen, dann versteht es sich von selbst, daß die Ersatzeltern (wie natürlich auch Heim-erzieher, betreuende Sozialarbeiter und Therapeuten) so genau wie eben möglich über die Vorerfahrungen des Kindes informiert sein sollten. Eine Vermittlungspraxis, in der das Kind seiner Geschichte beraubt wird, indem beispielsweise ein für die Ursprungsfamilie zuständiges Jugendamt sich weigert, der Vermittlungsstelle alle für das Kind und seine Entwicklung relevanten Informationen zur Verfügung zu stellen, handelt verantwortungslos.

Eine genauere Kenntnis der Vorerfahrungen ermöglicht eine sichere Einstellung auf die zu erwartenden Probleme und ein rascheres Verständnis der Ver-

haltenssignale und Gefühle des Kindes. Je weniger über seine Vorgeschichte bekannt ist, desto mehr ist man darauf angewiesen, die Vorerfahrungen des Kindes aufgrund seines Verhaltens zu erschließen und zu rekonstruieren. Das wichtigste Material für diese Rekonstruktionsarbeit sind die Übertragungsbeziehungen selbst. Gerade dann, wenn die Eltern das Gefühl haben, daß das Kind sie gänzlich mißversteht, daß es ihre Absichten verkennt, ihnen unrealistische Motive und Handlungen unterstellt, sie immer wieder in einer bestimmten Richtung verzerrt wahrnimmt und ihnen mit Affekten begegnet, die aus der realen Situation heraus nicht verständlich erscheinen, können hieraus Schlüsse auf die Erfahrungen des Kindes und sein daraus resultierendes Selbsterleben in Beziehungen gezogen werden.

Wenn ein Kind beispielsweise, obwohl es zuverlässig mit Nahrung versorgt wird, bei der kleinsten oralen Frustration enttäuscht und vorwurfsvoll reagiert: »Nie bekomme ich was! Du willst mich wohl verhungern lassen!«, dann ist es hinsichtlich seiner Wünsche nach Versorgung zutiefst enttäuscht worden. Wenn ein Kind eine nur kurze Trennung der Mutter, die rasch zum Kaufmann oder in den Keller gehen will, nicht ertragen kann und mit einem Satz wie: »Immer läßt du mich allein« beantwortet, dann deutet dies auf erhebliche Verlassenheitserfahrungen in den früheren Beziehungen hin. Wenn ein Kind, sobald der Vater ohne jede Strafab sicht die Hand hebt, es berührt oder nur lauter spricht, sofort zurückweicht, sich duckt oder schützend den Arm vors Gesicht hält, dann sind beängstigende Straferfahrungen anzunehmen.

Ein weiterer Hinweis sind die Phantasien des Kindes, die im Spiel oder in spontanen Äußerungen gegenüber Dritten zum Ausdruck kommen. Dabei sind besonders die Phantasien aufschlußreich, die sich ständig wiederholen. Wenn ein Kind beispielsweise ständig von Unfällen phantasiert, bei denen Kindern Schreckliches passiert und Rettung nicht gelingt, dann deutet dies auf Erfahrungen hin, durch die das Kind sich existentiell bedroht und gänzlich schutzlos fühlt. Wenn ein Kind in der Nachbarschaft erzählt, daß es zu Hause, in der Pflegefamilie, gepöbele, angekettet und eingesperrt wird und nichts zu essen bekommt, dann tut es dies nicht, um Aufmerksamkeit und Mitleid zu erwecken – wie dies häufig mißverstanden wird –, sondern dann spiegelt dies Erwartungen und Erlebnisweisen wider, die aus entsprechenden frühen Erfahrungen resultieren. Wenn ein Kind seine Puppe immer wieder schlägt und einsperrt, so kann man ziemlich sicher sein, daß es selbst in seiner Vorgeschichte entsprechende Beziehungserfahrungen gemacht hat bzw. in seinen früheren Beziehungen Gefühle und Erwartungsmuster entwickelt hat, die sich in diesen Phantasien widerspiegeln.

Und schließlich lassen sich aus der Art der Verhaltens- und Beziehungsstörungen Rückschlüsse auf die Vorerfahrungen des Kindes ziehen, da sich in ihnen vielfach ungelöste und aufrechterhaltene Entwicklungsprobleme aus früheren Entwicklungsphasen widerspiegeln. Wenn ein Kind z. B. ständig trotziger um seine Autonomie kämpfen muß, aus allem und jedem einen Machtkampf macht, sich negativistisch verhält, so kann man daraus schließen, daß sich die leiblichen Eltern oder früheren Bezugspersonen in der Phase, in der die Entwicklung von Autonomie in Beziehungen ansetzt, überwältigend, unterdrückend oder gänzlich desorientierend verhalten haben.

### Korrigierende Erfahrungen

Eine genauere Kenntnis oder zunehmend sicherere Hypothesenbildung über die realen Vorerfahrungen des Kindes kann zwar den Eltern (wie dem Therapeuten) helfen, das Verhalten und Erleben des Kindes auf dem Hintergrund dieser Erfahrungen genauer zu verstehen. Aber eine direkte Aufklärung des Kindes über diese Zusammenhänge wird ihm nicht unmittelbar helfen, seine traumatischen, verletzenden Erfahrungen und die daran gebundenen Gefühle und Vorstellungen zu verarbeiten und zu korrigieren. Es wird nichts nützen, wenn ich dem oral gierigen Kind sage: »Du bist so gierig und hast so viel Angst, nicht genug zu bekommen, weil Deine Eltern Dich früher als kleines Kind nicht richtig versorgt haben«, wenn es selbst noch nicht zu einer solchen Einsicht bereit und in der Lage ist, wenn es die realen frühen Erfahrungen, die in der Wirklichkeit zu schmerzhaft und bedrohlich gewesen sind, noch abwehren und verleugnen muß oder die mit diesen Erfahrungen verbundenen Gefühle – z. B. die existentielle Angst, verhungern zu können – noch gar nicht annehmen kann. Wir kennen Kinder, die ihre ganze Geschichte wie einen Roman erzählen können und dies auch jedem Beliebigen gegenüber tun, aber so, als hätte es mit ihnen nichts zu tun, d. h. ohne jede affektive Beteiligung. Verarbeitet und bewältigt ist damit jedoch noch nichts.

Was therapeutisch, heilend wirksam wird, ist »nicht das Erinnern an die Vergangenheit, nicht einmal das Wiedererleben in der Vorstellung noch das Aufdecken des Unbewußten, sondern es ist die Neustrukturierung, die Integration der Persönlichkeit« (Bethelheim 1975, 209; ganz entsprechend Fonagy, Target und Allison 2003, 851). »Es ist eine wohlbekannte Tatsache der Psychoanalyse, daß der Patient nicht nur seine traumatischen Erlebnisse erzählen muß, er muß sie vielmehr, um sie ein für allemal zu bewältigen, emotional noch einmal mit einem ganz anderen Resultat durchleben. Das kann er während der Therapie

tun, weil er dann durch die Gegenwart und den Beistand des Therapeuten geschützt ist. Daß der Patient das Geschehene geistig erfäßt, trägt nur wenig zur Neustrukturierung seiner Persönlichkeit bei; es kann sogar eine starke Verteidigung gegen eben diejenige Gefühlserfahrung sein, die allein korrigierend wirkt« (Bethelheim 1975, 171).

Das Wiedererleben von Ängsten, heftigen Wünschen, Enttäuschungen, Ohnmacht, Wut und Zorn in der Übertragungsbeziehung zu elterlichen Objekten in Situationen, in denen sie entstanden sind – z. B. beim Anziehen, Waschen, Essen, Ins-Bett-Gehen –, in denen jetzt aber ganz andersartige Ausgänge möglich sind (z. B. befriedigend versorgt zu werden, Rücksicht zu erfahren, nicht überwältigt zu werden, geschützt zu sein), ist therapeutisch wirksam und ermöglicht korrigierende Erfahrungen. Auch Bethelheim weist darauf hin, daß an vielen Beispielen belegt werden kann, »daß eine korrigierende Erfahrung vor allem dann wirksam wird, wenn sie in genau der Situation gemacht wird, in der das Trauma ursprünglich entstand« (ebd., 172). »Monatelange Bemühungen, derartige Erfahrungen im Behandlungszimmer wiederzuerleben, können sehr viel weniger ausrichten, als wenn der Patient ein entsprechendes Erlebnis in der Realität noch einmal hat, und zwar unter gänzlich anderen physischen und menschlichen Umständen und daher mit einem entsprechend anderen Resultat. Wenn wir Stunden damit zubringen, im richtigen Zeitpunkt den Patienten zu umsorgen oder nur seine Hand halten, während er auf der Toilette sitzt, ist das für ihn überzeugender als jegliche Bereitschaft, ihm zuzuhören, wenn er über seine Gefühle, Probleme und Ängste spricht« (ebd., 171f.).

### Überzeugender Schutz, Sicherheit und Bedürfnisbefriedigung durch gegenteilige Erfahrungen

1. Die gänzlich anderen physischen und menschlichen Umstände, die korrigierende Erfahrungen ermöglichen, müssen sich dadurch auszeichnen, daß das Kind in den neuen Beziehungen vor einer Wiederholung der Traumata, die es früher erlitten hat, überzeugend geschützt ist und gerade in den Bereichen, in denen es verletzt worden ist, gegenteilige, wirklich befriedigende Erfahrungen machen kann, auch wenn es dies zunächst in der Übertragungsbeziehung noch nicht realistisch wahrnehmen und nutzen kann.

Bedingungen, unter denen sich die Überzeugung eines Kindes, daß es beispielsweise verhungern könnte, schutzlos größten Gefahren ausgesetzt sei, niemandem trauen könne und selbst wertlos sei, Schritt für Schritt zu der Gewißheit wandeln kann, daß es in Eltern befriedigende Schutzobjekte hat und selbst von Wert und in Ordnung ist, sind nicht solche des Mittelmaßes, des »Norma-

Bethelheim  
Allison  
Fonagy

len«. Es reicht nicht aus, daß ein Kind mit frühen existentiellen Mangel Erfahrungen jetzt in der neuen Familie regelmäßig gute Nahrung bekommt. Es muß vielmehr – seinen Bedürfnissen entsprechend – überwacht werden. Es muß im Gegensatz zu seinen frühen Erfahrungen die Überzeugung gewinnen können, daß es den Eltern von größter Wichtigkeit ist, daß es dem Kind gutgeht, daß seine Bedürfnisse befriedigt werden. Wenn ein früh vernachlässigtes Kind in der Pflegefamilie oral gierig wird, ständig etwas im Mund haben muß, sich große Mengen auf den Teller häuft, das Essen hinunterschlingt, dann muß jederzeit – selbst wenn das Kind, fünf Minuten bevor das Essen auf den Tisch gestellt wird, etwas zu essen verlangt – und in der Menge, die es verlangt, Nahrung verfügbar sein.

Eltern haben oft die Sorge, daß sich ein Kind dann angewöhnen wird, ständig zu viel zu essen, daß es für seinen Organismus nicht gut ist, so viel zu essen, oder daß das Kind, wenn es zu dick wird, von anderen gehänselt werden könnte, wovor sie es bewahren möchten. Daher versuchen sie frühzeitig, die orale Gier einzudämmen und steuernd und einschränkend einzugreifen. Aber genau damit wird erreicht, daß die orale Gier ein unbewältigtes, sich leicht nur in andere Bereiche verlagerndes Problem bleibt. Ein Kind ist dann mitunter zu Hause ganz zivilisiert und kontrolliert, aber es kauft Geld für Süßigkeiten oder bettelt bei Klassenkameraden um deren Schulbrote. Vor allem aber – und das ist das eigentlich gravierende Problem – wird es die Überzeugung aufrechterhalten, daß Eltern Menschen sind, denen ihre eigenen Vorstellungen und Wünsche wichtiger sind als die Bedürfnisse des Kindes, daß Eltern nicht verlässlich für ein Kind sorgen, daß Eltern ein Kind auch verhungern lassen können.

Wenn dagegen ein Kind, dessen Gier von den Eltern als berechtigt angenommen wird, schließlich eine befriedigende Antwort auf die schreckliche Frage gefunden hat, ob die Eltern es auch verhungern lassen würden, dann wird es von sich aus die Gier aufgeben. Die orale Versorgung tritt als Thema zurück, und andere Dinge werden dem Kind wichtiger: beispielsweise, daß es wieder dünner und beweglicher wird; daß es nicht mehr so viel essen will, bis ihm schlecht wird und es brechen muß – eine Unannehmlichkeit, die es angesichts der es zuvor umtreibenden Frage, deren Beantwortung ihm viel wichtiger war, in Kauf genommen hat.

Ein mißhandeltes Kind darf nicht geschlagen oder auch sonst nicht bestraft werden. Ja, man muß mit jeder Form von Übergriffen auf seine persönliche Sphäre äußerst vorsichtig sein, weil sie vom Kind leicht als drohende Überwältigung erlebt werden kann. Wenn man einem mißhandelten Kind auch nur

einen kleinen Klaps gibt oder ihm beispielsweise droht: »Wenn du das noch einmal tust, dann passiert was«, werden diese »kleinen« und vielleicht von den Eltern als ganz harmlos und nicht bedrohlich erlebten Attacken sofort zur Wiederbelebung des Gefühls wirklicher existentieller Gefährdung führen, zu der Erwartung, daß im nächsten Moment etwas noch viel Schlimmeres, vielleicht Mordrisches passieren kann. Und ist dies doch einmal passiert, haben die Eltern ihre Selbstkontrolle verloren, das Kind geschlagen oder ihm mit Strafe gedroht, dann darf dies – auch dem Kind gegenüber – nicht bagatellisiert werden. Denn dies würde dazu führen, daß das vielleicht inzwischen schon entstandene vorsichtige Vertrauen des Kindes erst einmal wieder zerstört wird und die Überzeugung, daß Eltern bedrohliche Menschen sind, neue Nahrung bekommt, so daß die Übertragungsbeziehung länger aufrechterhalten bleibt.

2. Auch wenn die Realität der neuen Beziehungen eine gänzlich andere, in den traumatischen Bereichen wirklich gegenteilige ist, indem sich die Eltern als sehr befriedigend, respektvoll dem Kind und seinen Bedürfnissen gegenüber und verlässlich schützend erweisen, wird man es nicht erreichen können und darf es auch gar nicht als Ziel ansehen, daß man dem Kind jegliche Enttäuschungen, Ängste und Ohnmachtsgefühle und die Mobilisierung kindlicher Wut und Aggression ersparen könnte. Diese Gefühle und Affekte entstehen zwangsläufig. Denn keine Mutter und kein Vater können einem Kind, das aufgrund übermäßiger Enttäuschungen übermäßige Wünsche hat, tatsächlich alle Wünsche erfüllen; und selbst wenn eine Mutter dies täte – was vielfach die Grenzen der Vernunft überschreiten würde, so daß sie die Rolle als sicherer und schützender Erwachsener verlieren würde –, würde das in früheren Beziehungen übermäßig frustrierte Kind die Mutter in der Übertragungsbeziehung als frustrierend wahrnehmen, weil das verinnerlichte Bild vom Objekt Mutter das einer frustrierenden Mutter ist. Keine Mutter und kein Vater können verhindern, daß ein Kind aufgrund seiner bedrohlichen Erfahrungen von schrecklicher Angst und Wut vielfältige Situationen als erneut beängstigend oder ohnmächtig und wütend machend erleben wird. Das Wiedererleben von Enttäuschung, Angst, Ohnmacht und Wut in der Übertragungsbeziehung ermöglicht ja gerade die Bearbeitung der traumatischen Erfahrungen. Und die real ganz andersartigen Erfahrungen ermöglichen schließlich eine Korrektur.

Annahme von beängstigenden Vorstellungen, Bedürfnissen und Affekten in der Übertragungsbeziehung

1. Ein wichtiger Schritt der Verarbeitung ist der, daß das Kind in der Übertragungsbeziehung, d. h. im Hier und Jetzt der neuen Beziehungen, überhaupt wieder einen Zugang zu seinen Gefühlen, Bedürfnissen und Vorstellungen gewinnt, die ja vielfach weitreichend abgewehrt werden.

Ein mißhandeltes Kind beispielsweise kann sich oft an die Mißhandlungen, den Schmerz und die Angst nicht mehr erinnern. Es hat sich unempfindlich gemacht gegen schmerzhaft empfundene, gegen Gefühle und Affekte, um sich vor erneuten unerträglichen Schmerzen und Ohnmachtsgefühlen und vor als gefährlich erlebter Wut und Aggression zu schützen. Angst wird verleugnet und durch rasches Handeln abgewehrt, indem das Kind z. B. sofort bei lauter Ansprache den Arm vors Gesicht hält oder in Situationen, in denen Angst mobilisiert werden könnte, sofort die Flucht nach vorn antritt, sich groß und stark phantasiert und aggressiv reagiert. Ein vernachlässigtes Kind wird mitunter eigene Bedürfnisse kaum mehr wahrnehmen und als Wunsch an einen anderen Menschen richten können. Seine orale Gier wird vielleicht nur in seinen Blicken zu erahnen sein, oder es wird seine Angst, nicht genug zu bekommen und verhungern zu müssen, durch rasches Handeln, durch Agieren abwehren, indem es sich z. B. den Teller übergroß packt oder Lebensmittel hortet. Ein oft allein gelassenes Kind tut rasch etwas gegen seine Verlassenheitsängste und wehrt sie durch Handeln, durch Agieren ab, indem es z. B. am Abend immer wieder aus seinem Zimmer kommt.

Der Weg, auf dem das Kind erneut Zugang zu seinen abgewehrten Gefühlen, Bedürfnissen und Vorstellungen gewinnen kann, ist der gleiche, auf dem auch ein Säugling seine Bedürfnisse und Gefühle wahrzunehmen und zu differenzieren lernt: indem die Eltern die Verhaltenssignale des Kindes in einfühlender Weise wahrnehmen, sie interpretieren und dem Kind zurückspiegeln. Und so gilt es auch beim älteren Kind, Gefühle und Bedürfnisse, die vielleicht nur in Andeutungen oder in verzerrter Form zum Ausdruck gebracht werden können, dem Kind widerzuspiegeln, für das Kind zu formulieren und ihm dadurch selbst erfahrbar zu machen: so, wenn man z. B. dem Kind, das rasch den Arm vors Gesicht hält, weil es offenkundig Schläge erwartet, sagt, daß es wohl Angst habe, geschlagen zu werden.

Was für die Wünsche gilt, sollte auch für die Ängste gelten: daß sie angenommen und nicht verleugnet oder wegdiskutiert werden. Wünsche, die peinlich oder beschämend sind, die Angst machen und darum abgewehrt werden müssen, und Ängste, die mit großen Gefährten oder wiederholten Enttäuschungen

verbunden sind, kann ein Mensch oft nur dann als die eigenen annehmen, wenn ein anderer da ist, der sie akzeptiert, d. h. als berechtigt und begründet anerkennt. Wenn beispielsweise ein Kind am Abend nicht einschlafen kann, immer wieder aufsteht und zu den Eltern kommt, so steht dieses Verhalten oft im Zusammenhang mit früheren beängstigenden Erfahrungen. Wenn man aus der frühen Lebensgeschichte des Kindes weiß, daß es von seinen Eltern sehr oft allein gelassen worden ist, kann man vermuten, daß das Kind Angst hat, wiederum hilflos und ohnmächtig allein gelassen zu werden, so daß es nachschauen muß, ob die Eltern in der Nacht noch da sind oder nicht. Wenn man aus der Lebensgeschichte weiß oder annehmen kann, daß es gerade nachts zwischen den Eltern zu heftigen aggressiven Auseinandersetzungen gekommen ist, wodurch ein Kind in Panik und Angst versetzt wird, wird man vermuten können, daß es die Eltern kontrollieren muß, um die Sicherheit zu haben, die es zum Schlafen braucht.

In solchen Fällen sagen Eltern dem Kind oft: »Du brauchst doch keine Angst zu haben; wir gehen nicht weg; wir lassen dich nicht allein; du brauchst nicht zu denken, daß wir uns streiten und schlagen.« Sie versuchen also, dem Kind seine Gefühle rasch auszureden, statt es darin zu unterstützen, sie selbst wahrzunehmen und sie genauer zu erforschen. Vor allem aber sind für denjenigen, der diese Ängste und Befürchtungen hat, solche Erklärungen wenig überzeugend. Wenn einem Kind gesagt wird, seine Ängste seien nicht berechtigt, könnte es sich ja ebensogut um eine Beschwichtigung handeln. Vor allem aber werden die Ängste selbst nicht ernst genommen, als gäbe es keinen Grund, ängstlich zu sein. Schließlich muß das Kind den Eindruck gewinnen, selbst nicht in Ordnung zu sein, weil es unsinnige Empfindungen hat und unsinnige Reaktionen zeigt und daß die Eltern es deswegen nicht akzeptieren würden. Es erlebt, daß die Eltern seinetwegen ärgerlich oder wütend werden, daß es selbst schuld daran ist, wenn es die Eltern nicht akzeptieren: Es erlebt sich selbst als unmögliches, böses Kind. Würden sich die Eltern von den Wünschen und Ängsten des Kindes steuern und beeinflussen lassen, dann würden sie ihm die Berechtigung seiner Angst oder seines Mißtrauens zugestehen, selbst dann, wenn sie die Gründe dafür nicht genauer verstehen. Sie würden dem Kind sagen: »Ja, du machst dir vielleicht Sorgen, daß wir dich allein lassen, du traust uns nicht und mußt uns wohl kontrollieren.«

Mit der Annahme der Wünsche und Ängste werden nicht nur Wege eröffnet, mit ihnen realistischer umzugehen, sondern vor allem auch, daß das Kind selbst seine Wünsche und Ängste als berechtigt annehmen kann. Nur die Gefühle und Affekte, die man als seine annimmt und als zur eigenen Lebensgeschichte da-

zugehörig verstehen lernt, kann man auch verändern, und man wird nicht zu einem blinden, agierenden Handeln gezwungen sein. Dieser Grundsatz, daß ein Kind dann seine Ängste und Wünsche, seine Gefühle und Affekte selbst annehmen und schließlich lernen kann, sie in realistischer Weise zu verändern, wenn ein anderer sich auf diese Gefühle und Affekte einläßt, sich mit ihnen verbündet, anstatt sie zu bekämpfen, gilt insbesondere in den Beziehungen, die durch frühere Erlebnisse und Erfahrungen unrealistisch verzerrt und entstellt sind, also in Übertragungsbeziehungen.

2. Noch schwerer als die Annahme von Ängsten fällt es Eltern und Erziehern oft, Wut und Aggression des Kindes anzunehmen. Wenn Eltern oder Erzieher sich freundlich und auch befriedigend verhalten, aber vom Kind als bedrohlich und versagend erlebt werden, werden Angst und Wut des Kindes nur zu leicht als unberechtigt und unbegründet empört zurückgewiesen. Wenn schon die geringsten Frustrationen das Kind wütend und aggressiv machen, weil es wieder nur bestätigt findet, daß eine Mutter oder ein Vater rücksichtslos und unbefriedigend ist, dann werden Eltern oder Erzieher verleitet, das Kind auf die Realität hinzuweisen und das unangemessene Verhalten verändern zu wollen. Sie akzeptieren nicht die Übertragungsbeziehung als eine durch frühere Erlebnisse geprägte Pseudobeziehung. Das aber ist der sicherste Weg, daß das Kind die Übertragungsbeziehungen nicht aufgeben und nicht nutzen kann, daß es keinen realistischen Zugang zu seinen Erfahrungen und zu anderen Menschen finden kann.

Die Übertragungsbeziehung stellt ja gerade die therapeutische Chance dar, die früheren Beziehungserfahrungen zu korrigieren und aufzuarbeiten, so daß das Kind schließlich zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen früheren und gegenwärtigen Beziehungen unterscheiden lernt. Dazu ist es aber erforderlich, daß sich Eltern oder Erzieher vom Kind in seinem Erleben in die Rollen und Funktionen manövrieren und manipulieren lassen, die seinen früheren Erfahrungen entsprechen: z. B. in die Rolle der enttäuschenden, frustrierenden und rücksichtslosen Mutter, in die Rolle des überwältigenden, unkontrollierten Vaters. Dann wird auch der Zusammenhang klar zwischen der als enttäuschend und frustrierend erlebten Mutter und den Gefühlen von Haß und Ablehnung, zwischen den väterlichen Überwältigungserfahrungen und der daraus resultierenden Wut und Aggression.

Erst wenn die Pflegeeltern das Kind mit seiner Wut und Aggression annehmen und sich in das wütende Kind einfühlen, auch wenn sie selbst zum Objekt der kindlichen Aggression werden, kann es seine Aggression als berechtigt und

richtig wahrnehmen und als zu ihm gehörig akzeptieren. Denn die Aggression ist immer gegen einen anderen Menschen gerichtet, den das Kind als überwältigend, verletzend und herabsetzend erlebt hat. Die Aggression gehört immer zu einer bestimmten Adresse. Aber das mißhandelte Kind, das gezwungen war, die eigene Aggression abzuwehren, weil sie mit Aggression der Eltern beantwortet wurde, weiß oft gar nicht mehr, wo sie hingehört, als hätte es die Adresse verloren. Erst in der Beziehung zu den Pflegeeltern, im Alltag und vor allem im Spiel, kann es diese Adresse wiederentdecken, wenn sich die aggressiven Gefühle und Affekte des Kindes im gestischen, mimischen und sprachlichen Ausdruck der Mutter oder des Vaters spiegeln, so daß es sich mit seinen Gefühlen im Ausdruck des anderen erkennt (vgl. *Fonagy et al.*, 2004, 350). Das ist die Voraussetzung dafür, daß die Aggression kultiviert werden kann, so daß es nicht mehr von seinen aggressiven Affekten getrieben wird, sondern lernt, seine Aggressionen selbst zu steuern und zu beherrschen.

Gerade diese negativen Übertragungen im alltäglichen Umgang mit dem Kind als begründet und berechtigt anzunehmen erfordert von Eltern oder Erziehern eine kritische (therapeutische) Distanz, die es ihnen ermöglicht, wahrzunehmen, was das Kind ihnen auf diese Weise mitteilt, was es mit ihnen als Repräsentanten früherer Beziehungserfahrungen macht. Eine idealisierende Übertragung anzunehmen fällt den meisten nicht schwer. Aber eine negative, aggressive Übertragung zuzulassen ist meistens viel schwieriger, weil das kindliche aggressive Verhalten einerseits oft im Widerspruch zu den eigenen Beziehungswünschen und Erziehungsidealen steht und andererseits eigene abgewehrte, aggressive Affekte mobilisiert. Folglich sieht man oft, daß der Versuch gemacht wird, die Aggression des Kindes nach außen zu kanalisieren und aus der Übertragungsbeziehung herauszuhalten, zu verharmlosen und zu verleugnen. Dann wird z. B. einem Kind gesagt, daß es seine Wut und Aggression ruhig zeigen dürfe, oder es wird Eltern oder Erziehern empfohlen, dem Kind zu sagen, daß es seine Aggressionen nicht unterdrücken müsse: »Du darfst wütend und sauer sein und das auch sagen.« Oder es wird ihnen gar empfohlen, einen Boxball anzuschaffen, an dem das Kind seine Wut ausagieren kann.

Auf den ersten Blick scheint es, daß Wut und Aggression so angenommen werden. Aber dabei wird so getan, als handle es sich um nichts anderes als ein Ausdrucksproblem, als käme es nur darauf an, daß das Kind Wut und Aggression ausdrücken kann. Aber Wut und Aggression sind ganz andere Affekte, die so verleugnet werden: Ein wütendes Kind will einem anderen Schaden zufügen, ihm wehtun, so wie man dem Kind auch weh getan hat. Wenn man die Aggression zu einem Ausdrucksphänomen verharmlost, nimmt man das Kind nicht

als böses und wütendes Krokodil an. In der Phantasie töten und quälen Kinder den anderen, treten und ermorden ihn. Wenn wir von Kindern aggressiv angegriffen werden und ihnen erlauben, uns zu beschimpfen und zu schlagen, uns in der Phantasie zu töten, dann ist das keine harmlose Sache, sondern etwas sehr Ernstes, keine spielerische Idylle, sondern das Zulassen von vernichtendem Zorn und tödlicher Rache. Mit diesen Gefühlen in verharmlosender Weise umzugehen heißt, die Affekte nicht ernst nehmen. Nur wenn man die Wut und die aggressiven Wünsche als berechtigt gegen einen selbst gerichtet annimmt, kann ein Kind seine oft durch Strafanträge oder Schuldgefühle in Schach gehaltene Aggressivität annehmen und schließlich kontrollieren lernen.

Die Annahme von Wut und Aggression bedeutet nicht, das Kind einfach aggressiv agieren zu lassen, ohne helfend und steuernd einzugreifen, wenn seine Wut in unkontrollierter Weise wirklich zerstörerisch und schädigend für es selbst oder einen anderen wird. Wenn das aggressiv aus dem Ruder gehende Kind Sachen zerstört, sich selbst oder einen anderen ernsthaft verletzt oder ihm schrecklich weh tut, dann erlebt es seine eigene Wut und Aggression selbst als höchst gefährlich und fühlt sich in seinem negativen Selbst, der Selbstüberzeugung, ein böses Kind zu sein, bestätigt. Darum braucht das Kind, das seine Wut und Aggression noch nicht selbst steuern und kontrollieren kann, den schützenden Erwachsenen, der dafür sorgt, daß in Wirklichkeit nichts Schlimmes passiert.

Wenn Eltern oder Erzieher die Wut und Aggression des Kindes als berechtigt annehmen, wenn sie ihm gute Gründe für seinen Affekt unterstellen, auch wenn sie diese Gründe nicht unmittelbar verstehen, dann läßt sich ein Kind am ehesten hinsichtlich der aggressiven Handlung durch direkte Appelle (z. B. nicht so feste zu beißen oder zu treten, oder die Vase nicht auf den Boden zu donnern) oder alternative Handlungsangebote (z. B. mit Boxhandschuhen statt mit Fäusten zu schlagen, mit Kissen zu werfen) steuern. Bei einem solchermaßen annehmenden, einfühlsamen Umgang mit der kindlichen Aggression wird es selten notwendig sein, das Kind unmittelbar festhalten zu müssen, um es vor Schaden zu bewahren. Und ist dies doch einmal der Fall, so muß die helfende und schützende Absicht betont werden.

#### *Handelndes Sich-Erinnern im Spiel*

Neben der direkten Interaktion und Kommunikation in der Übertragungsbeziehung ist das Spiel eines der wichtigsten Mittel zur Verarbeitung der Vorerfahrungen (vgl. z. B. *Filmer 1973; Zulliger 1970*). Dabei braucht das Kind beim Spiel nicht andere Kinder, sondern einen erwachsenen Mitspieler, der in der Lage ist,

sich auf die Phantasien und Gefühle des Kindes, die im Spiel zum Ausdruck kommen, mitschwingend einzulassen wie eine Mutter in der frühen dialogischen Beziehung zum Kind: In der gegliederten Interaktion einer Mutter mit ihrem Säugling kann man sehen, wie die Gefühle und Affekte, die Freude des lächelnden Kindes ebenso wie der Schmerz des weinenden Kindes sich im Gesicht und der Stimme der Mutter auf eine besondere, übertriebene, spielerische Weise widerspiegeln. Dieser als Spiel »markierte« Ausdruck der Mutter macht dem Kind deutlich, daß die Mutter nicht ihre eigenen Gefühle, sondern die des Kindes in einer modifizierten Weise zum Ausdruck bringt (*Fonagy, Gergely, Jurist und Target 2004, 184*). Durch diese Form der Affektabstimmung (*Stern 1992, 192*), die verinnerlicht wird, werden die Gefühle und Affekte reguliert und zur Basis der Selbstregulierung der Gefühle und Affekte. *Fonagy, Gergely, Jurist und Target (2004)* zeigen, daß bei älteren, anderthalb bis vierjährigen Kindern die Affektspiegelung nicht mehr allein durch das Gesicht, sondern durch Mimik, Gestik und vor allem durch die sprachlichen Kommentare zum Spiel des Kindes erfolgt.

Wenn ein Kind mit dem Vater »Vater-Erschießen« spielt, der darauf mit realem Ärger reagiert, »so wird aus dem Spiel Ernst und der Kommentar des Vaters hat nicht zur Regulierung des aggressiven Impulses beigetragen, sondern zu dessen Eskalation oder zu Angst und Verwirrung. Reagiert er aber darauf »markiert« bzw. im Als-ob-Modus, indem er auf eine dramatische, künstliche Weise stirbt, so hat er dem Kind damit signalisiert, daß man mit den eigenen Impulsen und Wünschen spielen kann, ohne daß sie eine Auswirkung auf die Realität haben. Sie sind eben Wünsche und keine wirklichen Handlungen, Gedanken und keine Taten, Repräsentation von Realität, nicht die Realität selbst« (*Dornes 2005b, 74*). In dieser Weise unterscheiden die meisten Kinder, die zu spielen in der Lage sind, beim Spiel »in echt« oder »im Spiel«. Manche traumatisierte Kinder sind aber gar nicht in der Lage, zwischen Phantasie und Wirklichkeit zu unterscheiden, und fliehen ängstlich vor der an der Wand hängenden Hexe oder einem Spielzeugkrokodil. Diesen elementaren Unterschied kann es nur entdecken, wenn es einen Erwachsenen hat, der sich auf einen spielerischen Umgang mit dem Kind und seine Gedanken und Gefühle einläßt, der mitspielt (*Fonagy, Gergely, Jurist und Target 2004, 271*). Und das gilt vor allem für Reinszenierungen traumatischer Erfahrungen (vgl. auch *Streeck-Fischer 2005, 107*).

Das Spiel ermöglicht dem Kind, sich auf der Phantasieebene auf Erfahrungen, Bedürfnisse und Gefühle einzulassen, die als reale Erinnerung oder in der direkten Beziehung zu Elternobjekten vielleicht noch viel zu bedrohlich wären. Das Spiel erlaubt Verwandlungen, Verschlüsselungen, symbolische Darstellun-

gen und Inszenierungen von Vorstellungen, Wünschen und Affekten, die dem Kind vielleicht selbst noch gar nicht recht bewußt und real zugänglich sind. So kann ein Kind beispielsweise reale Versorgungswünsche noch vollständig abwehren und verleugnen und sich ihnen erstmal nähern, indem es im Spiel als kleiner Hund um Futter bettelt.

Im Spiel hat das Kind es selbst in der Hand, wieweit es sich auf beängstigende Erfahrungen einläßt und wie lange es die damit verbundenen Spannungen aushält, weil es im Spiel nicht durch andere bestimmt wird, sondern selbst der Initiator ist. So wird beispielsweise ein Kind mit erheblichen Trennungsängsten immer wieder Versteckspielen wollen. Es wird es vielleicht zunächst nur kurze Zeit in seinem Versteck aushalten. Oder es wird die Spannung noch dadurch erhöhen und das Gefühl von Macht in einer es früher so ohnmächtig machenden Situation noch dadurch vergrößern, daß es den Eltern, die es schon längst gefunden haben, sagt, daß es unsichtbar sei und sie es gar nicht sehen könnten.

Im Spiel kann sich das Kind – und das ist typisch – beängstigenden Erfahrungen zunächst in einer Rollenumkehr nähern und sich ihnen so erneut aussetzen: indem es nun nicht mehr der Ohnmächtige, Schwache und Ängstliche, sondern der Starke, Überlegene ist und dem anderen – Vater oder Mutter – die ohnmächtige Rolle zuweist, bevor es sich selbst wieder auf sie einlassen kann. Vielfach werden wir vom Kind als von einem Riesen, von Dracula, von einer prügelnden und schimpfenden Hexe angegriffen, ins Bett gesteckt oder eingesperrt, bevor es uns auffordert, daß wir nun den Riesen oder die schlagende Hexe oder Mutter spielen sollen.

Und im Spiel kann das Kind sich erinnern und etwas wagen und dennoch den Ernstcharakter verleugnen. Das Spiel ist ein Probehandeln, wobei das Kind noch so tun kann, als ob dies mit ihm in Wirklichkeit nichts zu tun hätte. Im Spiel, auf der Phantasieebene, ist alles erlaubt und kann jederzeit zurückgenommen werden. Im Spiel kann das Kind mich umbringen und mich dann wieder lebendig machen. Es kann beispielsweise als gefährliches Krokodil Wut gegen die Eltern richten und muß nicht gleich Sanktionen befürchten. Und dennoch kann es herausfinden, wieweit diese Affekte und Wünsche von den Eltern angenommen und als berechtigt verstanden werden.

Auch im Spiel kommt es darauf an, daß man sich vom Kind an die Hand nehmen läßt, sich vom Kind Rollen zuweisen läßt, sich vom Kind den Weg durch das Spiel zeigen läßt und seine Vorstellungen und Phantasien akzeptiert, statt sie gleich zu bewerten.

### **Kritische Distanz zur eigenen Geschichte gewinnen**

Wenn in der Übertragungsbeziehung die an die frühen traumatischen Erfahrungen gebundenen Bedürfnisse und Erwartungen, Gefühle und Affekte wieder belebt werden und angenommen werden können, und wenn ein Kind dabei gleichzeitig Schritt um Schritt zu der Erkenntnis und schließlich der Überzeugung gelangen kann, daß die neuen Eltern sich verlässlich ganz anders verhalten, als es seinen Vorstellungen und Befürchtungen entspricht, dann wird der Weg für realistische Erinnerungen und für das Gewinnen einer kritischen Distanz zur eigenen Geschichte gebahnt.

Bei der Erinnerungsarbeit – der Wiederherstellung des Zusammenhanges zwischen Bedürfnissen, Affekten und Vorstellungen und den realen früheren Erfahrungen – kann man dem Kind behutsam helfen. Dabei ist es wichtig, das Kind nicht in die Erinnerung hineinanzuwringen, wie man es beispielsweise tun würde, wenn man dem geschlagenen Kind, das das Geschlagenwerden durch die leibliche Mutter aber noch weitreichend verdrängt und verleugnet, bei Straffängsten, die in der Übertragungsbeziehung zum Ausdruck kommen, direkt sagen würde: »Ach, du hast wohl Angst, weil dich deine Mutter immer geschlagen hat.« Allgemeinerer Formulierungen wie: »Ach, du denkst, Eltern würden sich immer schrecklich über ein Kind ärgern und es dann verhauen.« oder Anmerkungen wie: »Das hast du vielleicht so erlebt, das kennst du vielleicht« helfen dem Kind eher, sich aktiv zu erinnern.

Wenn Kinder sich zu erinnern beginnen, sprechen sie zunächst oft von ihren früheren Erfahrungen in verstellter, idealisierender Weise, indem die traumatischen Erfahrungen verleugnet und – entsprechend den Wünschen des Kindes, wie es hätte sein sollen – in ihr Gegenteil verkehrt werden. So sagt z. B. ein von der Mutter vernachlässigtes Kind, das der Pflegemutter in der Übertragungsbeziehung heftige Vorwürfe macht, daß sie ihm nie genug und zudem noch schlechte Nahrung gebe, daß seine frühere Mutter viel besser kochen konnte und es bei ihr immer genug und vom Feinsten bekommen habe.

Würde man nun der Versuchung erliegen, die Bilder rasch zurechtücken zu wollen, um selbst aus der Rolle der »bösen«, frustrierenden Mutter herauszukommen, dann würde man dem Kind vielleicht sagen: »Ich weiß aber, daß deine Mutter dich gar nicht gut versorgt hat. Darum hast du hier ja auch immer das Gefühl, nicht genug zu bekommen, obwohl ich mir so große Mühe gebe und alles für dich tue.« Mit einer solchen Bemerkung würde die in der Übertragungsbeziehung wiederbelebte Enttäuschung und Wut über eine Mutter da, wo sie entsteht – nämlich im Hier und Jetzt –, nicht angenommen; und das Zerschla-

gen der Idealisierung der leiblichen Mutter, die das Kind offenbar noch braucht, weil ihm die Annahme der enttäuschenden Wirklichkeit noch nicht möglich ist, würde nur zu erneuter, verstärkter Abwehr führen. Verhält man sich eher fragend und greift die in den Äußerungen des Kindes zum Ausdruck kommenden Wünsche auf (z. B.: »Ja, so hast du es dir sicher gewünscht; aber ich weiß nicht, ob es so gewesen ist«), wird das Kind dies eher annehmen und nutzen können. Bei den Äußerungen der Kinder kommt es weniger auf die objektive Wirklichkeit an als vielmehr auf ihre Phantasien, Wünsche und Gefühle, die thematisch werden.

Ein Junge erzählt dem Pflegevater voller Hochachtung, sein Vater sei Polizist gewesen und hätte jeden, der das Kind bedroht hätte, sofort verhaftet. Tatsächlich aber war der Vater Hilfsarbeiter und seit langem arbeitslos, hat sich kaum um das Kind gekümmert und dessen Mißhandlung durch die Mutter hingenommen. Verweist der Pflegevater das Kind nun zu rasch auf die harte Realität – daß es doch gar nicht wahr sei, daß sein Vater Polizist gewesen ist, und daß das Kind doch nicht so lügen solle –, so hat er das Kind gründlich mißverstanden. Es wird vielleicht noch über einige Zeit trotzig seine »unrealistischen Phantasien« gegen die »harten Fakten« setzen, dann jedoch resignierend aufhören, seine Vorstellungen, Gefühle und Wünsche mitzuteilen, und das idealisierte Vaterbild in seinem Kopf bewahren.

Das Kind wird schließlich eine kritische Distanz zu seiner Geschichte entwickeln können, (1) wenn man interessiert auf seine Äußerungen eingeht, seine Phantasien und Gefühle anspricht und seine Abwehrmaßnahmen respektiert, (2) wenn man das Kind, wenn es selbst Widersprüche zwischen Realität und Phantasie entdeckt und erste Mitteilungen über seine tatsächlichen, traumatischen Erfahrungen macht, dadurch unterstützt, daß man seine Äußerungen ernst nimmt, (3) wenn man Fragen, die das Kind schließlich stellen wird, realistisch, d. h. weder dämonisierend noch verharmlosend und idealisierend beantwortet und (4) wenn man schließlich auch Enttäuschung und Wut des Kindes über die leiblichen Eltern annimmt, statt sie ihm auszureden und es rasch mit seiner Geschichte versöhnen zu wollen. Es wird allmählich in der Lage sein, zwischen seinen früheren Erfahrungen und seinen jetzigen Lebensbedingungen zu unterscheiden und sich auf neue Beziehungen offen und unverstellt einzulassen. Zunächst spricht das Kind von seinen leiblichen Eltern vielleicht mit berechtigter Wut, Haß und Anklage, indem es z. B. sagt: Wenn ich dem Vater oder der Mutter noch mal begegne, dann bring ich die um. Und schließlich mit

der Distanz zu Erfahrungen, die einmal zu ihm, zu seiner Geschichte gehörten, die das Kind aber heute nicht mehr bestimmen. Und dann kann es sich, wenn alles gutgeht, auch dafür interessieren, wie die Eltern so geworden sind wie sie sind. Dabei können die Pflegeeltern dem Kind helfen, wenn sie selbst ein annehmendes Verständnis für die leiblichen Eltern und ihre Sozialisationsgeschichte haben.

Dann kann ein jugendlicher schließlich vielleicht über seine aufgrund einer psychotischen Erkrankung erziehungsunfähige Mutter, mit der er bis zum Alter von 7 Jahren zusammengelebt hat, sagen »arme, unglückliche Frau«, ohne sich ihr verpflichtet zu fühlen oder sie weiter mit Haß zu verfolgen. Ganz entsprechend schreibt *Herman* (1994, 269): »Ist der Prozeß des Trauerns über den traumatischen Vorfall abgeschlossen, dann stellt das Opfer unter Umständen überrascht fest, daß ihm der Täter inzwischen gleichgültig geworden ist und ihm sein Schicksal nicht mehr kümmert. Vielleicht spürt er sogar Mitleid mit ihm, aber dieses befreite Gefühl ist nicht mit Vergebung gleichzusetzen.«

### **Entwicklung persönlicher Beziehungen durch regressive Beziehungsformen**

Auch ein älteres Pflegekind ist in der Lage, noch einmal neue Eltern-Kind-Beziehungen zu entwickeln, wenn es ihm möglich ist und ihm erlaubt wird, noch einmal von vorn – wie in einem zweiten Anlauf – mit der Entwicklung von Beziehungen anzufangen. Das ist dann möglich, wenn das Kind regrediert, wenn es zu Etappen seiner Entwicklung zurückkehrt, die in seiner Entwicklung bereits überschritten sind. Eine Regression – eine Rückkehr auf frühere Stufen der Entwicklung – geschieht aus verschiedenen Gründen bzw. dient zum einen der Angstabwehr und Vermeidung von Unlust und zum andern der Sicherung von Bedürfnissen und dem Aufbau von Beziehungen.

### **Angstabwehrende Regression**

Regressionen, regressives Verhalten oder regressive Wünsche sind dann zu beobachten, wenn jemand aufgrund von Angst und Unsicherheit in seinem psychischen Gleichgewicht verunsichert oder bedroht ist, wenn man sich in einer Krise (vgl. *Houben* 1975) befindet. Ein Kind wehrt z. B. Angst und Unsicherheit mit Hilfe der Regression ab, wenn es durch die Geburt eines Geschwisters die Liebe und Zuwendung der Eltern zu verlieren meint. Dieser Zumutung kaum

gewachsen, beginnt es wieder in einer Art Babysprache zu sprechen, näßt ein oder will wieder von der Mutter gewickelt und wie ein kleineres Kind behandelt werden. Das Anpassungsniveau wird gesenkt, um »eine sichere Startbasis zu gewinnen« (Heinz 1976, 493).

Eine solche angstabwehrende Regression tritt auch zu Beginn der Pflegebeziehung bei Pflegekindern auf, wenn im alltäglichen Umgang die Distanz zum Kind verringert wird, aber Nähe beängstigend ist. Gerade Kinder, die schreckliche Erfahrungen mit Eltern gemacht haben, reagieren mit Angst und Schrecken, wenn man ihnen zu nahe kommt. Manche sagen dann auch direkt: »Komm mir nicht zu nah!« Andere müssen sich regressiv zur Wehr setzen: Zum Beispiel spricht dann ein siebenjähriger Junge, der in seiner frühen Kindheit vielfältige Überwältigungserfahrungen gemacht hat, mit einer ganz hohen, piepsenden Kinderstimme und macht sich winzig klein. Hier dient die Regression der Anpassung an eine beängstigende Situation.

Ähnliche regressive Reaktionsformen findet man auch bei Erwachsenen, wenn sie in eine hilflose und abhängige Lage geraten, z. B. als Patient in einem Krankenhaus, wo die eigenen Bedürfnisse vielleicht nicht mehr ohne fremde Hilfe reguliert werden können. Erwachsene Menschen werden dann quengelig wie kleine Kinder, die bemuttert werden möchten. Ärzte und Personal fallen häufig auf solche Übertragungsbeziehungen und Wünsche herein und machen Erwachsene noch kleiner und hilfloser, indem sie sie dann duzen.

Angesichts solcher regressiver Verhaltens- und Erlebnisweisen stellt *Bettelheim* (1977a, 384) die Frage, ob es sich dabei tatsächlich um eine Rückkehr, eine Regression handelt. Denn wir können zwar zu einem bestimmten Ort, aber nicht in eine frühere Zeit zurückkehren. Und schon *Herrklitt* wußte, daß der Mensch nicht zweimal in denselben Fluß steigen kann. »Denn eine Rückkehr an denselben Ort ist keine Rückkehr zu derselben Sache, eben weil Zeit vergangen ist« (ebd., 384). Aus diesem Grund definiert *Bettelheim* Regression als einen Vorgang, »der eine Rückkehr auf ein früheres Anpassungsniveau simuliert« (ebd., 386), d. h. ich tue so, als ob ich klein wäre.

Das sich regressiv verhaltende Kind benutzt eine Anpassungsstrategie, die sich deswegen als so erfolgreich erweist, weil das babyhafte Verhalten bei einer Mutter gewöhnlich eine bestimmte Resonanz findet: Das größere Kind wird so bemuttert, wie es seinen regressiven Signalen, Gesten und Worten entspricht. Das Kindchenschema (*Lorenz* 1943), das runde, pausbackige Kindergesicht, das einen Erwachsenen ganz unwillkürlich mit Brutpflegeverhalten antworten läßt, wird durch das Babyverhalten ersetzt. Die Regression stellt sozusagen ein Kindchenschema des Verhaltens dar, das dazu beiträgt, frühe Mutter-Kind-Interak-

tionsformen herzustellen. Auf diese Weise manipuliert das Kind die Mutter, wenn sie sich auf diese Signale einläßt, sich von ihm an die Hand nehmen läßt und in befriedigender Weise die regressiven Bedürfnisse beantwortet.

Dadurch bringt auch das ältere Pflegekind, zumindest solange die Pubertätsentwicklung noch nicht abgeschlossen ist, Interaktionsformen hervor, die ihm die grundlegende Erfahrung vermitteln, daß es Einfluß auf den Menschen hat, von dem es – bei aller Angst und Unsicherheit – mit allen seinen Bedürfnissen abhängig ist. Die Angst vor Abhängigkeit und Nähe wird vermindert. Deswegen ist es nützlich, wenn Pflegeeltern dem Kind von vornherein, kaum daß es in der neuen Familie ist, signalisieren, daß sie bereit sind, auch die regressiven Verhaltensweisen und Wünsche anzunehmen, z. B. mit einer Babyflasche, die einfach zum Gebrauch in der Küche steht.

### **Regression im Dienst des Aufbaus von Beziehungen**

Da das regressive Verhalten frühe Interaktionsformen hervorbringt, ist auch die Regression ein geeigneter Weg, um noch einmal neue Eltern-Kind-Beziehungen zu entwickeln. Beim regressiven Verhalten werden frühe Bedürfnisse und befriedigende Erlebnisformen wiederholt. Die Regression tritt in den Dienst des Aufbaus neuer Beziehungen, in denen befriedigte Wünsche noch einmal wiederholt und unbefriedigte Wünsche endlich erfüllt werden sollen. Sie ermöglicht einen Neubeginn: »Aller Neubeginn ereignet sich in der Übertragung, d. h. innerhalb einer Objektbeziehung, und führt zu einer gewandelten Beziehung des Patienten zu seinen Liebes- und Haßobjekten, und infolgedessen zu einer erheblichen Angstminderung« (*Balint* 1970, 161).

*Bettelheim* (1971) schildert in seinem Buch »Liebe allein genügt nicht« eine sich über acht Tage hinziehende Episode, in deren Verlauf eine Übertragungsbeziehung in eine echte Beziehung überführt wird. Dabei steht am Ende eine Beziehung eines zwölfjährigen Jungen zu seiner Betreuerin, die *Bettelheim* so beschreibt: »Die Klagen waren ganz anderer Art als seine gewöhnlichen provokanten Beschwerden, er brachte sie etwa so zum Ausdruck wie ein kleines Kind. Nun reagierte er endlich auf die freundliche, tröstende Haltung seiner Betreuerin, aber auf eine Art, wie es vielleicht ein ganz kleines Kind getan hätte« (ebd., 83).

Hierbei handelt es sich zweifellos um ein regressives frühkindliches Verhalten, das auch von *Bettelheim* als Anzeichen für die Entwicklung einer individualisierten, persönlichen Beziehung genommen wird. In diesem Fall dient die Regression nicht der Angstabwehr, sondern der Herstellung befriedigender Be-

ziehungen, der Sicherung elementarer Wünsche und Bedürfnisse. Dabei wird die regressive Beziehung, insofern sie zur Befriedigung von Wünschen und Bedürfnissen beiträgt oder diese erst ermöglicht, selbst zu einer befriedigenden, lustvollen Angelegenheit, die man sich wünscht. Regression macht Spaß. Und das, was Spaß macht und lustvoll ist, soll wiederholt werden.

Das wissen natürlich auch verliebte Erwachsene. Zärtliche Beziehungen, in denen Nähe gesucht und hergestellt wird, werden durch regressives Verhalten möglich, durch ein »Kindenschema des Verhaltens«: Da sprechen Erwachsene in kindlicher Sprache, in kindlich-zärtlicher Weise wird der Partner verkleinert, wird zum Schätzchen, Herzen, bekommt tierische Kosenamen, die aus der kindlichen Spielwelt stammen, da füttern sich erwachsene Menschen gegenseitig und halten sich an den Händen wie kleine Kinder ihre Mutter. In dem einen wie in dem anderen Fall – beim Kind oder auch beim Erwachsenen – dienen also die regressiven Bedürfnisse und Beziehungsformen dem Aufbau dichter, naher und persönlicher Beziehungen, die ein gewisses Maß an Exklusivität, Einmaligkeit und Intimität besitzen und dadurch die Beziehung zu einer unverwechselbaren machen. Das ist beim Aufbau von Beziehungen in Pflegeverhältnissen auch nicht anders.

Die Regression im Dienst des Aufbaus von Beziehungen unterscheidet sich von der angstabwehrenden Regression dadurch, daß letztere sich unmittelbar im Verhalten niederschlägt, als eine Antwort auf eine bedrohliche Situation erscheint, wie es für einen Abwehrmechanismus typisch ist. Die Steuerung und die Motivation des Verhaltens erfolgen unbewußt. Dagegen wird die Regression im Dienst des Aufbaus von Beziehungen eher als ein bewußter Wunsch wahrgenommen: Die regressiven Beziehungsformen werden gewünscht, weil sie befriedigend sind.

Immer wieder haben wir bei Kindern, bei denen die Integration nicht gelungen ist, gesehen, daß das regressive Verhalten als ein unangepaßtes »albernes« Verhalten zurückgewiesen und von den Pflegeeltern nicht respektiert wurde. Die unerfüllten Wünsche, die nicht einmal als berechnigte Wünsche angenommen werden, bleiben aber bestehen, so daß sich z. B. ein älteres, neunjähriges Kind nach vielen Jahren in der Pflegefamilie wünscht, doch noch oder noch einmal ein kleineres Kind zu sein. Im Sceno-Test kommt dies darin zum Ausdruck, daß sich das Kind als ein kleineres Kind darstellt – als Baby auf dem Schoß der Mutter oder als Vorschulkind – und selbst sagt, daß es das Kleinkind sei; oder es kann die Deutung des regressiven Wunsches (Du wärst auch noch mal gern ein kleineres Kind) annehmen und dann recht genau das gewünschte Beziehungsalter angeben: »Ich bin erst fünf Jahre«, sagt ein Dreizehnjähriger.

### Regressive Entwicklung

Die Regression ermöglicht dem Kind, noch einmal Beziehungen wie ein kleines Kind aufzubauen. Sie ermöglicht ihm – wie am Ende eines langen therapeutischen Prozesses – einen »Neubeginn«, wie ihn *Balint* (1970) beschrieben hat: »Der Neubeginn bedeutet die Rückkehr zu ... einem Punkt vor Beginn der Fehlentwicklung, und das könnte man als eine Regression beschreiben; gleichzeitig aber kommt es zur Entdeckung eines neuen, besseren Weges, und das bedeutet doch eine Progression« (*Balint* 1970, 161). Der Neuaufbau von Eltern-Kind-Beziehungen folgt den gleichen Entwicklungsschritten, die für die frühkindliche Entwicklung charakteristisch sind (vgl. *Erikson* 1973):

1. Erst sucht das Kind die befriedigende Nähe zur Mutter und wünscht sich, von ihr total versorgt zu werden. Manche regressive Kinder bringen ihre Wünsche im Spiel sehr direkt zum Ausdruck, indem sie der Mutter unter den Rock kriechen und Geburt spielen. Die Eltern-Kind-Beziehung reduziert sich primär auf die Mutter-Kind-Beziehung, in der alle Anpassungsaufgaben bei der Mutter liegen, die die Wünsche und Bedürfnisse des Kindes erraten und interpretieren muß. Dabei geht es dem regredierten Kind ebenso wie dem kleinen Säugling um die das Urvertrauen begründende Erfahrung, daß die Mutter es einfühlend versteht und bemerkt, was es braucht.

Ein Kind wird oral gierig und anspruchsvoll wie ein kleiner Säugling, der weder selbst etwas für sich tun kann noch irgendwelche Versagungen und Enttäuschungen seiner Bedürfnisse und Wünsche ertragen kann und deswegen die beständige Nähe der Mutter braucht. Manche Kinder hängen der Mutter am sprichwörtlichen Rockzipfel und schränken dadurch deren Unabhängigkeit schrecklich ein.

Gerade die in ihrer frühen Kindheit vernachlässigten Kinder, die kaum je Rücksichtnahme auf ihre Bedürfnisse und nur die Dominanz der elterlichen Wünsche erfahren haben, waren gezwungen, diese Ohnmachtsgefühle mit Größenphantasien abzuwehren. Die Regression ermöglicht dem Kind, seine scheinbare Selbstständigkeit aufzugeben und sich auf eine gefahrlose Abhängigkeitsbeziehung einzulassen: Es kann sich nicht mehr selbstständig anziehen, die Schuhe zubinden oder seine Schulsachen ordnen. Es kann nicht mehr selbst essen, sondern läßt sich am liebsten füttern, macht aus jedem Essen Brei und spielt beim Essen wie ein kleines Kind. Auf diese Weise erfährt das Kind Bestätigung und Anerkennung. Seine frühen Beziehungswünsche werden endlich verwirklicht, so daß es im Spiegel der Mutter ein neues Bild von sich selbst gewinnt – als ein

Kind, das in Ordnung ist, weil es mit seinen Signalen und Bedürfnissen und Gefühlen verstanden wird. Diese frühe Erfahrung leistungsunabhängiger Anerkennung, die das vernachlässigte, mißhandelte Kind gerade nicht erfahren hat, dient dazu, ein intaktes Regulationsystem für sein Selbstwertgefühl zu entwickeln (Altmeyer 2000, 143).

Ein sechsjähriges Kind malt mit der Hand voller Buntstifte auf einem großen Blatt mit schnellen Bewegungen von oben nach unten, von rechts nach links, kreuz und quer ein wildes Krikel-Krakel-Bild. Stumm präsentiert es das Bild seiner Mutter: »Das hast du für mich gemalt?« fragt sie. Das Kind nickt. »Das ist aber ein schönes Bild, fein hast du das gemacht«, lobt sie in pädagogischer Absicht. Aber es ist gar nicht ein schönes Bild, es ist nur ein wildes Krikelkrakel, das sie aber gar nicht sieht, weil sie meint, ein Kind sollte gelobt werden. Hätte sich die Mutter das Bild nur richtig angeschaut, sie hätte genau sehen können, was das Kind gemacht hat, daß die parallelen Buntstiftstriche genau zeigen, daß das Kind die ganze Hand voller Stifte gehabt hat und damit kräftig und schwungvoll auf dem Blatt hin und her gefahren ist. Hätte sie das gesehen, hätte sie sich freuen und lachend sagen können: »Oh, so ein wildes Krikelkrakel, und ganz, ganz schnell und mit so vielen Stiften auf einmal!« Dann hätte das Kind erfahren, daß die Mutter das Kind auch dann genau wahrnimmt, wenn sie gar nicht beim Zeichnen dabei war, weil sie genau hinsieht und sich das Kind vorstellt, ihre eigene Hand hätte genau die gleichen Krikelkrakel-Bewegungen machen können. In ihrer Gestik und Sprache hätte sich das Vergnügen des Kindes beim Krikelkrakel gespiegelt. Sie hätte auch nicht auf eine Leistung, sondern auf ein Spiel in spielerischer Weise geantwortet. Das ist gemeint, wenn wir von leistungsunabhängiger Anerkennung sprechen, die das Kind mit einem schlechten Selbstwertgefühl so dringend braucht.

2. Wenn das Kind die Erfahrung gemacht hat, daß es ohne eigenes Zutun, ohne etwas zu leisten, von der Mutter umsorgt und bewundert wird, fängt es an, sich von ihr abzugrenzen, seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu verteidigen.

In dieser Entwicklungsphase geht es darum, daß sich ein Kind aus der befriedigenden frühen Beziehung zur Mutter löst und Unabhängigkeit und Selbständigkeit in Beziehungen gewinnt. Gleichzeitig geht es um die Frage der Selbst- und Fremdbestimmung, der Selbstbeherrschung, die eng mit der Beherrschung der Ausscheidungen und der Reinlichkeitserziehung verbunden ist und darum als anale Phase beschrieben wird (vgl. Heinmann 1976). Mit zunehmender Unabhängigkeit gewinnt das Kind Freude an dem, was es produziert, Sinn für die

eigene Leistung, seinen Selbstwert. Das Selbstbild ist geprägt durch die Opposition zum anderen, zur Mutter. Aber gerade die Forderung nach Selbstbeherrschung, die Gebote und Verbote (das tut man nicht) durch die Mutter führen auch dazu, daß das Kind zwangsläufig vielfältige Niederlagen erleidet, die die Ambivalenz von anklammernder Abhängigkeit und aggressiver Selbstbehauptung begründen).

Gerade in dieser Entwicklungsphase haben viele Pflegekinder in ihrer Ursprungsfamilie die größten Niederlagen erlebt, die sie zu absolutem Gehorsam oder aggressiver Selbstverteidigung zwangen. Darum kommt es darauf an, daß ein Kind nicht noch einmal in hoffnungslose Machtkämpfe mit Eltern verwickelt wird, sondern daß ihm erlaubt wird, Autonomie in Beziehungen zu entwickeln. Es macht natürlich einen Unterschied, ob ein zweijähriges Kind einen Trotzanfall bekommt oder ein zehnjähriges regediertes Kind trotzend seine Unabhängigkeit betont. Wartet man aber diese Phase bei der Förderung von Fähigkeiten und Selbständigkeit ab und geht auch auf die frühkindlichen Anspruchs- und Interessensformen ein (wenn z. B. ein zehnjähriger Junge mit Vergnügen Türme baut wie ein dreijähriges Kind), gewinnt das Kind ein positives Gefühl von sich selbst und der eigenen Handlungsfähigkeit statt des Gefühls, daß es sich nur ständig unterwerfen muß (vgl. Metzger 1963).

3. Schließlich gerät auch das ältere Pflegekind noch einmal in einen Beziehungskonflikt, der für das Alter zwischen drei und sechs Jahren charakteristisch ist: »Das Entdecken und Akzeptieren der Geschlechtsunterschiede fördert beim Jungen wie beim Mädchen den allmählichen Verzicht auf den Wunsch, ein Teil der Mutter zu sein und damit ein Baby zu bleiben« (Jacobson 1973, 86).

Aber gerade dadurch, daß die Welt in eine mütterliche und väterliche, in eine weibliche und männliche zerfällt, wird das Kind mit Beziehungswünschen und Konflikten konfrontiert, die von Freud (1910) als Ödipuskomplex beschrieben wurden; als Liebe für den gegengeschlechtlichen und Haß gegenüber dem gleichgeschlechtlichen Elternteil – so als wollte das Kind, wenn es schon kein Baby mehr sein kann, seine Beziehungen dadurch sichern, daß es wenigstens Partner eines Elternteils sein könnte. Die so entstehenden ödipalen Phantasien, die sich in dem schwärmerischen Wunsch äußern, daß der Junge die Mutter heiraten und das Mädchen zur Partnerin des Vaters werden will, stützen das Kind in einen Konflikt, in dem es in eine mit Haß und Schuldgefühlen einhergehende Rivalitätsbeziehung zum gleichgeschlechtlichen und Idealisierung des gegengeschlechtlichen Elternteils gerät. Der Verzicht auf diese Wünsche gelingt dem Kind dadurch, daß es sich schließlich mit dem gleichgeschlechtlichen

Elternteil identifiziert und wünscht, so wie der bewunderte Vater oder die idealisierte Mutter werden zu wollen. Die Bewältigung dieses Konflikts ist für jedes Kind schwierig, erst recht für ein Pflegekind, das in der frühen Kindheit Eltern nicht als beschützende Elternobjekte erlebt hat.

Die Regression auf die ödipale Entwicklungsstufe setzt die Bewältigung der Trennung voraus. Gerade dann, wenn das Kind noch einmal in der Beziehung zu einer Mutter Urvertrauen und Autonomie gewonnen hat, steht es vor der Aufgabe, in geschlechtsspezifischer Weise seinen Platz in der Beziehung zu Vater und Mutter zu finden, gleichzeitig Beziehungen zu zwei Menschen aufrechtzuerhalten, aus deren Paarbeziehung es ausgeschlossen ist. Deswegen fühlt sich ein Mädchen mehr zum Vater und ein Junge mehr zur Mutter hingezogen und erlebt den anderen Elternteil als Rivalen, der weggewünscht wird. Aber das Kind braucht beide, Vater und Mutter; und die Verführung zur Aufrechterhaltung einer dyadischen Zweierbeziehung könnte nur dazu führen, daß Zweierbeziehungen nach dem Muster frühkindlicher Beziehungen bestehen bleiben.

Dieser Konflikt wird dadurch bewältigt, daß die Eltern das Kind mit seinen ödipalen Wünschen annehmen, aber ihm nicht erlauben, die elterliche Koalition zu sprengen. Indem diese ödipalen Wünsche enttäuscht werden, verschiebt das Kind seine Wünsche auf eine unbestimmte Zukunft und orientiert seine Interessen und Wünsche am Vorbild der Eltern. Es identifiziert sich mit dem idealisierten, gleichgeschlechtlichen Elternteil. Durch die Übernahme der elterlichen Normen und Werte, die Bildung des Gewissens und der Ideale wird das Kind unabhängiger von der unmittelbaren Verhaltenssteuerung durch die Eltern. An die Stelle der vorher wirksamen Straf- und Trennungsängste, die zu den Anpassungsleistungen des Kindes beitragen, treten nun Schuldgefühle, wenn es gegen die verinnerlichten Normen verstößt.

Bei der Bewältigung der ödipalen Krise erweist sich, ob das Kind seine Rolle als Kind akzeptieren und seine eigene Geschlechtsrolle annehmen kann. In der frühen Kindheit mißhandelte und sexual ausgebeutete Kinder sind aufgrund von Angst- und Ohnmachtsgefühlen oft gezwungen, an frühkindlichen Beziehungs- und Verschmelzungswünschen einerseits und an kompensatorischen Größenphantasien andererseits festzuhalten, wobei die Geschlechts- und Generationsunterschiede verleugnet werden.

Kein Kind kommt gut durch seine Kindheit, wenn es sich als kleines Kind groß und elternunabhängig machen muß, wenn es nicht Kind sein darf. Es kommt ebenso nicht gut durch seine Kindheit, wenn es aufgrund von vielen Enttäuschungen an dem Wunsch festhält, eine ausschließliche dyadische Bezie-

hung zu seiner Mutter haben zu wollen, über die es wie ein kleiner Säugling völlig verfügen kann. Es wird die Entwicklungs- und Lernschritte in die Welt nur tun können, wenn es sich schließlich als ein Kind begreift, das erst später groß sein wird, das noch vieles zu lernen hat, weil es noch so vieles nicht kann und nicht verstanden hat. Hier geht es im Kern darum, ob sich das Kind in seiner kindlichen Realität annehmen kann und ein realistisches Bild von sich gewinnt.

### **Annahme der Regression**

Erst wenn sich das Kind in geschlechtsspezifischer Weise mit den Eltern identifiziert, wenn es die Eltern innerlich mit sich herumträgt, dann ist es das Kind dieser Eltern geworden. Erst dann – und dies scheint uns ein scharfes Kriterium hinsichtlich des Gelingens oder Mißlingens eines Integrationsprozesses zu sein –, mit der Bewältigung der ödipalen Situation und der Identifikation mit den Eltern, ist der Integrationsprozeß gelungen und abgeschlossen. Aber dieser Weg einer positiven Beziehungsentwicklung wird allein dadurch leicht gestellt, daß die regressiven Erlebnis- und Verhaltensformen nur allzuleicht als Verhaltensstörung mißverstanden werden. Auch wenn *Kadushin* (1970, 184) die Regression als ein typisches Merkmal des Kindes in einer Ersatzfamilie hervorhebt und darauf hinweist, daß bei früh deprivierten Kindern Regressionen auftraten, um dadurch den frühen Mangel auszugleichen, bleibt die Regression, wie sie fast regelmäßig von Pflegeeltern beschrieben wird (vgl. z. B. *Plinko, Sell und Sell* 1979), oft in ihrer Funktion und Bedeutung unverstanden. Sie erscheint dann als eine dem Kind eigentümliche Verhaltensstörung, die beseitigt werden müßte.

Pflegeeltern erscheint das regressive Verhalten oft nicht annehmbar zu sein, weil sie beim Kind sehen, daß es manche Fähigkeiten, über die es schon verfügte – z. B. manierlich mit Löffel und Gabel zu essen, in der Nacht aufs Klo zu gehen, mit ordentlichen Sätzen zu sprechen usw. – scheinbar wieder verliert. Das betrachten Pflegeeltern leicht als Rückschritt; wenn nicht gar als Verhaltensstörung, die rasch beseitigt werden müßte, und appellieren an das Alter des Kindes oder seine Größe: »Du bist doch schon groß. Du bist doch kein Baby mehr ...« Damit weisen sie die regressiven Wünsche und Bedürfnisse als nicht berechtigt und nützlich zurück. Denn es ist ja nicht einfach, ein Kind anzunehmen, das – wie es einmal ein Pflegevater ausdrückte – »zwei Alter« hat: Das Kind ist zu gleicher Zeit ein Baby und ein großes Schulkind. Diese Gleichzeitigkeit von sich gegenseitig ausschließenden Wünschen bewirkt, daß das Kind in seinem Verhalten zwischen den gegensätzlichsten Wünschen hin und her schwankt.

Denn man kann nicht wirklich zu gleicher Zeit groß und klein sein. Folglich ist das Kind einmal groß und einmal klein, ohne daß die Pflegeeltern vorher wissen können, mit welchem Kind sie es im nächsten Augenblick zu tun haben.

Damit hängt auch die Sorge von Pflegeeltern zusammen, daß sich das Kind in allen möglichen Beziehungen und Situationen regressiv verhalten könnte. Das ist aber meistens gar nicht der Fall, denn die regressiven Wünsche beziehen sich auf die Pflegeeltern, beschränken sich auf die Eltern-Kind-Beziehungen, auf Situationen intimer Nähe, in denen frühkindliche Wünsche nach Bemutterung im Vordergrund stehen, wie Situationen beim Essen, Anziehen, Ins-Bett-Gehen. Wenn Pflegeeltern dafür sorgen, daß dem Kind eine Babyflasche zur Verfügung steht, kann es durchaus passieren, daß auch das zehnjährige Kind die Flasche mit in die Schule nimmt. Aber das wird eher die Ausnahme sein. Eine Pflegemutter erzählte uns, daß ihr zwölfjähriger Pflegesohn die Babyflasche mit in die Schule nahm. Der Erfolg war, daß am nächsten Tag in der Klasse alle Kinder eine Babyflasche – und ein großartiges Vergnügen hatten. Regression macht Spaß!

## Kapitel 4

### Aufarbeiten früher Vernachlässigungserfahrungen und Deprivationsstörungen

In unserer Arbeit mit Heim-, Pflege- und Adoptivkindern haben wir es häufig mit Kindern zu tun, die in ihrem ersten Lebensjahr und oft noch darüber hinaus unter vielfältigen deprivierenden Bedingungen gelitten haben: unter physischer Vernachlässigung wie oralen Mangelernährungen, mangelhafter Pflege und Gesundheitsfürsorge, mangelndem Schutz vor Gefahren, unter sensorischer Deprivation, also einem Mangel an Sinnesreizen und Anregungen, unter emotionaler Vernachlässigung, d. h. dem Mangel an beständiger emotionaler Zuwendung und Einfühlung und fehlender oder unangemessener Affektregulation. Das vernachlässigte Kind ist, wie auch das in anderer Weise mißhandelte Kind, ein von den Eltern nicht richtig wahrgenommenes Kind. Für gewöhnlich wird die Vernachlässigung in dem Sinne verharmlost, daß man mit sozialpädagogischen Maßnahmen, also durch Hilfen für die Eltern, die Gefährdung des Kindes deswols abzuwenden versucht, als wäre durch die Vernachlässigung nicht schon längst eine Verletzung des Kindeswohls mit weitreichenden Folgen eingetreten (vgl. *Westermann*, 1998). Vernachlässigung ist die bei weitem häufigste Form der Kindesmißhandlung, und vernachlässigende Eltern erweisen sich als besonders behandlungsresistent (vgl. z. B. *Dornes* 1997, 241; *Engfer* 1997, 23; *Münder et al.* 2000, III, 118f.), so daß es zu einer dauerhaften Herausnahme des Kindes kommen müßte, die in vielen Fällen viel zu spät erfolgt. Je früher die Deprivation einsetzt, je länger sie anhält und je umfassender sie ist, desto gravierender sind die Auswirkungen auf alle Bereiche der Persönlichkeitsentwicklung des Kindes (vgl. *Dornes* 1997, 231). Die Forschung zeigt, daß gerade diese deprivierenden Mißhandlungsformen der Vernachlässigung, die oft in ihren Auswirkungen auf das Kind weit unterschätzt werden, besonders zerstörerische und langzeitige Wirkung haben: »Langzeitstudien haben gezeigt, daß auch nur leichte Vernachlässigung traurige Folgen für die Kinder hat« (*Cantwell* 2002, 553).

Man hat lange angenommen, daß schwere Deprivationssschäden irreversibel seien. Aber die Forschung zeigt auch, daß gerade bei vernachlässigten Kindern nach einer Fremdunterbringung bzw. Adoption wesentliche Entwicklungsför-